Franklin's Leben und Schriften.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Benjamin Franklin's
Leben und Schriften,

nach der von seinem Enkel,

William Temple Franklin,

veranstalteten

neuen Londoner Original-Ausgabe;

mit Benutzung

des

bei derselben bekannt gemachten

Nachlasses und früherer Quellen

zeitgemäß bearbeitet

von

Dr. A. Binzer.

Vierter Theil.

Kiel,

Universitäts-Buchhandlung.

1829.

His lib'ral soul, his worth, his actions scan,
Go, reader, go and imitate the man.

Lamont, Lines to the memory of B. F.

Inhalts=Verzeichniß

zum

vierten Bande.

Seite

1. The busy body, oder der Rummeltopf.
   - Nro. I. 3
   - Nro. II. 8
   - Nro. III. 12
   - Nro. IV. 18
   - Nro. V. 29
   - Nro. VIII 42
2. Zuruf an junge Leute beim Antritt d. Lebensreise 50
3. Ueber frühes Heirathen 51
4. Ueber Luxus u. Mangel an nützlicher Thätigkeit 55
5. Guter Rath für Mancherlei 65
   - a. Für Schriftsteller 65
   - b. Für weniger geübte Leserinnen 66
   - c. Für junge Kaufleute 67
   - d. Für diejenigen, welche nach Nordamerika auswandern wollen 68
   - e. Für diejenigen, die eine Seereise zu unternehmen denken 85
   - f. Für junge Geschäftsleute 89
6. Ein Mittel für Jedermann, immer Geld in der Tasche zu haben 93
7. Der arme Richard, od. d. Weg zum Wohlstande 95
8. Die Kunst, angenehm zu träumen 114
9. Gespräch zwischen Franklin und der Gicht 124
10. Die Pfeife 137

Seite

11. Bittschrift an Alle, denen die Aufsicht über die Erziehung anvertraut ist 142
12. Das schöne und das häßliche Bein 144
13. Ein ökonomisches Projekt 149
14. Bericht über das höchste Gericht in Pensylvanien, das Gericht der Presse 158
15. Die Ephemere, oder Eintagsfliege. Ein Bild des menschlichen Lebens 166
16. Briefe freundschaftlichen u. launigen Inhalts 171
 a. An Mistreß Thompson 171
 b. An Mistreß Bache (Franklin's Tochter). Ueber theuere Waaren und Putz rc. 174
 c. An Miß Alexander 177
 d. An Hrn. Hopkinson. Ueber Privatzänkereien in öffentlichen Blättern 179
 e. An Dr. Priestley. Ueber die Schlechtigkeit der Menschen 180
 f. An Mistreß Bache. Ueber die Erblichkeit der Ehre, über den Cincinnatus-Orden und die für denselben geschlagenen Medaillen 183
17. Reden 195
 a. Ueber Gehalte der Staatsdiener 195
 b. Antrag, d. Versammlungen jeden Morgen mit einem Gebete zu eröffnen 203
 c. Am Schluß der Berathungen des Convents zur Revidirung der Bundes-Verfassung 206
18. Parodie einer Rede zur Vertheidigung des Sklavenhandels 211

Lebensregeln und Politik,

Scherz und Laune,

in

vermischten Aufsätzen, Briefen und Reden.

---

1. The Busy-body,

oder

der Rummeltopf *).

(Aus dem Amerikanischen wöchentlichen Merkur vom 28. Januar 1728.)

Nro. 1.

An den Herausgeber.

Dieses Schreiben hat den Zweck, Sie zu benachrichtigen, daß ich seit langer Zeit einer Ihrer freundlichen Leser gewesen bin, seit Kurzem aber den Einfall gehabt habe, mich selbst als Schriftsteller vernehmen zu lassen; nicht aus Eitelkeit, oder aus Verlangen, meine Talente zu zeigen, durchaus nicht, das kann ich betheuren; sondern einzig und allein zum Besten meines Vaterlandes.

---

*) Windtopf, Rührum, ein straff mit Leder überzogener Topf, womit die Kinder zu lärmen pflegen.

Ich habe oft mit Bedauern bemerkt, daß Ihr Merkur nicht immer gleich unterhaltend ist. Die verzögerte Ankunft erwarteter Schiffe und Mangel an Neuigkeiten aus Europa machen dies Blatt oft recht flau, und ich bemerke, daß das Zufrieren unseres Hafens denselben Einfluß auf die Zeitschriften, wie auf den Handel hat. Mit noch größerem Bedauern habe ich aber die stete Zunahme der Laster und Thorheiten meiner Landsleute bemerkt; und obgleich Reformation eigentlich jedes Menschen Sache ist (ich meine, daß jeder einen Andern bessern sollte), so ist es doch in diesem Falle nur zu wahr, daß, was Jedermanns Sache ist, im Grunde keines Menschen Sache ist, — und dem gemäß wird die Sache auch betrieben. Nach reiflicher Ueberlegung halte ich's daher für gut, diese »keines Menschen Sache« ganz zu der meinigen zu machen, und habe mich, aus Eifer für das allgemeine Beste, entschlossen, mich selbst zu einer Art von censor morum zu ernennen, weßhalb ich mich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, des wöchentlichen Merkurs als eines Fuhrwerks bedienen werde, um meine Vor- und Ausstellungen in die Welt zu fahren.

Ich verhehle mir nicht, daß ich da ein sehr undankbares Geschäft übernommen habe, und ich erwarte für meine Mühe, außer meiner eigenen Arbeit, wenig. Ja, möglich sogar, daß ich Vielen von Ihren Lesern mißfalle, weil sie ungern drei Thaler jährlich bezahlen, um sich ihre eigenen Fehler vorhalten zu lassen. Allein die meisten Menschen hören gar zu gern einen Tadel, wenn sie selbst nicht die Gegenstände desselben sind; wenn daher auch Einzelne sich dadurch gekränkt fühlen, daß ich ihre Privatfehler öffentlich bekannt mache, so verspreche ich, daß sie in kurzer Zeit die Genugthuung erhalten sollen, alle ihre guten Freunde und Nachbaren in derselben Lage zu sehen.

Das schöne Geschlecht kann jedoch mit Sicherheit darauf rechnen, daß ich, in Betreff seiner Angelegenheiten, stets mit dem höchsten Anstand und aller schuldigen Achtung mich ausdrücken werde. Es ist meine Absicht, dann und wann einen Aufsatz ausschließlich dem Dienste der Leserinnen zu widmen, und wenn ich im Stande bin, durch meine Feder irgend Etwas zur Verschönerung ihres Geistes und Aufklärung ihres Verstandes beizutragen, ohne die Bescheidenheit

zu verletzen, so zweifle ich nicht an ihrer Gunst und Aufmunterung.

Gewiß ist es, daß kein Land in der Welt von Natur feiner gebildete Geister hervorbringt, als die unsrigen, die unstreitig mit allen erforderlichen Anlagen begabt sind, um in jede Wissenschaft einzudringen, und jede achtungswerthe Eigenschaft sich vollkommen zu eigen zu machen. Da aber nur Wenige unter uns gute Bücher besitzen, weßhalb wir denn an guter Unterhaltung noch ärmer sind, so wäre es ohne Zweifel für Ihre Leser sehr angenehm gewesen, anstatt alter und veralteter Artikel aus Moskau und Ungarn, einige wohl gewählte Auszüge aus den Werken guter Schriftsteller in Ihrem Blatte zu finden. Solche Auszüge werde ich gelegentlich einsenden, wenn ich gerade nichts Eigenes zu sagen habe, dessen Mittheilung mir wichtiger scheint. Zuweilen werde ich auch moralische oder philosophische und vielleicht (weil ich von Natur geneigt bin, mich in Dinge zu mischen, die mich nicht angehen) zuweilen auch politische Aufsätze mittheilen.

Vermuthlich möchten Sie jetzt auch gern meinen Stand und Charakter erfahren. Da ich aber nicht nach öffentlichem Lobe trachte, so will

ich lieber verschwiegen bleiben; auch ist zu dieser Zeit meine Familie so zahlreich und ausgebreitet im Lande, daß ich meinen vollen Namen hier unterzeichnen werde, ohne die geringste Besorgniß, dadurch erkannt zu werden. Ueber meinen Charakter würde ich Ihnen gerne Auskunft geben, wenn ich mich nicht vor Eigenlob hüten müßte, aus Besorgniß, nichts als mein eigenes Echo zu vernehmen; und ich kann wahrlich jetzt in meinem Herzen nichts finden, das ich zu meinem Nachtheil anführen könnte.

Es ist eine sehr gewöhnliche Sitte unter jungen Schriftstellern, bei ihren ersten Leistungen die Leser folgendermaßen anzureden: »Wenn diese Schrift gut aufgenommen,« oder: »Wenn der Verfasser durch gebührende Anerkennung dieses Versuchs zu fernern Unternehmungen ermuntert wird, so denkt er hiernächst herauszugeben ꝛc.« Dadurch offenbaren sie nur, welchen Werth sie ihren eigenen Schriften beilegen; sie möchten das Lob des Publikums durch die Drohung erzwingen, daß sie nie wieder die Feder ansetzen wollen, wenn das bisher Geschriebene keinen Beifall fände; und vielleicht ist auch nicht ein Tüttelchen daran gelegen, ob sie's thun oder nicht.

Da ich nie bemerkt habe, daß einer solchen Drohung wegen die Kritik günstiger gewesen wäre, so werde ich mich wohl hüten, jemals etwas der Art zu äußern, und nur beiläufig zum Schlusse erwähnen, daß, wenn Sie mir durch den Ueberbringer eine Flasche voll Tinte und ein Buch Schreibpapier senden wollen, Sie sicher darauf rechnen können, mehr zu hören von Ihrem

ergebensten Diener
Rummeltopf.

Der Rummeltopf. Nro. II.

(Vom 4. Februar 1728.)

All fools have still an itching to deride
And fain would be upon the laughing side.
Pope.

Monsieur de la Rochefoucault erzählt irgendwo in seinen Mémoires, daß der Prinz von Condé sich sehr an allem Lächerlichen ergötzt, und oft halbe Tage lang mit einem seiner Günstlinge sich in sein Zimmer eingeschlossen habe, um sich ungestört damit zu belustigen, die schwache oder lächerliche Seite jeder angesehenen

Person am Hofe aufzusuchen. Derselbe Günstling sagte später in einer Gesellschaft, seiner Meinung nach könne es nichts Lächerlicheres an einem Menschen geben, als diese Belustigung des Prinzen; und ich bin nicht abgeneigt, seiner Meinung beizupflichten. Die allgemein herrschende Tendenz, sich über Anderer Schwächen aufzuhalten (was, wie ich fürchte, meine lieben Landsleute nur zu oft für Witz halten, wodurch sie sich denn selbst auf eine arge Weise betrügen), und der Beifall, der dieser wohlfeilen Belustigung von der heranwachsenden Generation zu Theil wird, macht mich wirklich besorgt um den künftigen Ruf meines Vaterlandes. Ein junger Mann von bescheidenem Charakter (das sicherste Zeichen von bedeutenden Fähigkeiten) wird dadurch von jedem Versuch abgeschreckt, eine Rolle in der Welt zu spielen; die Furcht, lächerlich gemacht zu werden, wird ihn bewegen, lieber in rastlosem Dunkel zu weilen, ohne Gelegenheit, selbst zu ergründen oder der Welt zu beweisen, was er zu leisten im Stande sei, als mit Dreistigkeit eine Stelle einzunehmen, wo eine Stichelei oder ein Spott für Witz, und Geschrei für Vernunft gilt, und wo die Kraft des Beweises

nur nach der Kraft der Lungen beurtheilt wird. Laßt uns unter diesen sogenannten Witzköpfen z. B. den Herrn Ridentius einmal etwas näher in's Auge fassen; welch eine verächtliche Figur spielt er mit seinem Schwanz von armseligen Bewunderern! Dieser Wicht kann sich eine ganze Stunde über die Form eines Hutes oder den Absatz eines Stiefels, über einen unvorsichtigen Ausdruck, oder gar über ein körperliches Gebrechen lustig machen, und hat die höchste Stufe seines niedrigen Ehrgeizes erreicht, wenn es ihm gelingt, in einer Gesellschaft Jemanden erröthen zu machen, der vielleicht eben so viel von der Rechnung bezahlt, als er selbst. Wenn ein solcher Mensch das Lachen zum einzigen Ziel und Zweck seines Lebens macht, oder meint, daß es für seine Konstitution unentbehrlich sei, so mag er öffentlich bekannt machen lassen, wo und wann irgend ein gemeiner, nichtswürdiger Dummkopf einen Schnapps umsonst trinken kann, wenn er nichts dawider hat, sich auslachen zu lassen; eine rohe Unart ist es aber, in einer Gesellschaft guter Freunde, deren Zweck es ist, zur Erholung von den Geschäften sich angenehm zu unterhalten, Einen zur Zielscheibe des Witzes zu machen, da-

mit vier Menschen auf Kosten des fünften sich belustigen können.

Wie verschieden von diesem ist der Charakter des gutmüthigen, heitern Eugenius, der nur spricht, um Alle, die ihn hören, angenehm zu unterhalten, und seine Absicht noch nie verfehlte; der mehr Freude darin findet, die witzigen Einfälle seiner Freunde anzubringen, als selber bewundert zu werden, und, wenn Einer in der Gesellschaft das Unglück hat, auch noch so leise von einer empfindlichen Seite berührt zu werden, durch irgend eine schnell ersonnene List die Sache so zu wenden weiß, daß das Lächerliche eine andere Beziehung erhält, indem er lieber sich selbst dem allgemeinen Gelächter Preis giebt, als den Schmerz erträgt, seinen Freund in Verlegenheit zu sehen.

Zu der Sippschaft der Lacher zähle ich auch jene kleinen Herren, welche Satyren schreiben, diese in der Tasche mit sich herumtragen, und in jeder Gesellschaft, in die sie zufällig gerathen, selbst vorlesen, und so, den schlechten Geschmack der Stadt zu ihrem Vortheil benutzend, durch einen Haufen erbärmlichen, niedrigen Unsinns, wofür sie von Allen, die den geringsten Anflug von

Bildung haben, eher gezüchtigt als bewundert zu werden verdienten, sich berühmt zu machen suchen. Diese halte ich für die unverbesserlichsten von allen meinen Lesern, und erwarte nichts Anderes, als daß sie auch den armen Rummeltopf bekritteln werden. Doch möchte er sie um eine Gunst bitten, nämlich: wenn sie ihren lästigen Kitzel, zu skribbeln, durchaus nicht bezwingen können, ihn geradezu mit beißendem Spott anzugreifen, denn er fürchtet keine Satyre halb so sehr, als den Versuch einer Lobrede.

Der Rummeltopf. Nro. III.

(Vom 11. Februar 1728.)

> Non vultus instantis Tyranni
> Mente quatit solida, nec auster,
> Dux inquieti turbidus Adriae,
> Nec fulminantis magna Jovis manus.
> *Hor.*

Man sagt, daß die Perser, bei ihrer alten Staats-Einrichtung, öffentliche Schulen hatten, auf denen die Tugend als eine freie Kunst oder Wissenschaft gelehrt ward; und es ist ohne Zweifel weit wichtiger für den Menschen, daß er lerne,

trotz der Versuchungen, seine Leidenschaften zu beherrschen, in seinen Geschäften gerecht, in seinen Freuden mäßig zu sein, im Unglück mit Kraft sich aufrecht zu erhalten, und in allen Angelegenheiten und Verhältnissen des Lebens mit Klugheit sich zu benehmen; das Alles zu erlernen, sage ich, ist gewiß von weit größerem, reelleren Werth für ihn, als Meister zu sein in allen übrigen Künsten und Wissenschaften in der Welt.

Tugend allein ist hinreichend, einen Menschen groß, berühmt und glücklich zu machen. Wer Cato kennt, wie ich, muß darüber denken, wie ich, und wird eingestehen, daß er den Namen verdiene, wenn die Welt ihn auch nicht damit beehrt hat. Cato ist ein Mann, dem das Schicksal den unbekanntesten Theil dieses Landes zur Heimath angewiesen hat. Seine Umstände sind so, daß sie ihm nur wenig mehr als das Nothwendigste gewähren, und doch, wer ist größer, als Cato? Vor Kurzem noch war ich in der Stadt in einer Gesellschaft, wo die angesehensten Männer des Orts versammelt waren; Cato kam auch hin, weil er Geschäftssachen mit einigen dieser Herren abzumachen hatte. Er er-

schien in der einfachsten Landtracht; sein Oberrock war von grobem Wollenzeug, alt und abgetragen, seine Wäsche von eigen gemachter Leinewand, sein Bart gewiß in einer ganzen Woche nicht geschoren, seine Schuhe dick und schwer, und alles Andere mit dem Genannten im Einklang. Weßhalb ward dieser Mann von allen Anwesenden mit der größten Achtung empfangen, selbst von denen, die ihn nie zuvor gesehen hatten? Es war weder die Herrlichkeit der Tracht, noch die Schönheit der Gestalt, was uns mit Bewunderung erfüllte. Ich glaube, die lange Gewohnheit der Tugend hat einen auffallenden Einfluß auf die Gesichtszüge; es war etwas in dem Ausdruck seines Gesichtes, das von wahrer Seelengröße zeugte, und diese sprach sich gleichfalls in seinem ganzen Benehmen, wie in allen seinen Worten aus, und nöthigte uns, ihn mit einer Art von Ehrfurcht zu betrachten. Sein Ausdruck hat etwas Mildes, durch seine Menschlichkeit und Herzensgüte, und zugleich etwas Kühnes, durch seine Entschlossenheit, die gleich frei ist von schüchterner Verlegenheit und unziemlicher Dreistigkeit. Das Bewußtsein des innern Werthes und der unerschütterlichen Recht-

schaffenheit giebt ihm Ruhe und Unerschrockenheit in Gegenwart der vornehmsten und mächtigsten Männer, und bei den außerordentlichsten Gelegenheiten. Seiner strengen Rechtlichkeit und allbekannten Unparteilichkeit wegen, ist er in der ganzen Gegend auf viele Meilen weit der Schiedsrichter aller Streitigkeiten, und überhebt dadurch seine Nachbaren der Kosten, der Verlegenheit und der Unsicherheit der gerichtlichen Prozesse. Ohne sich zu scheuen oder zu schämen, spricht er stets, wie er es meint, weil er sicher ist, immer das Gute zu wollen, und weil er nie im Gefühle der Verwirrung und Angst, auf einer niedrigen Falschheit ertappt zu werden, zu erröthen braucht. Ein Gemisch von Unschuld und Weisheit giebt ihm eine stete ernste Heiterkeit.

„Die Braven fürchten nie das Licht des Tages.
Gerecht im Urtheil, offen von Gemüth,
Verstellungslos und frei in Haß und Liebe,
Sind sie auf Erden immer noch zu finden,
Und Gott und Welt sind Richter ihrer Thaten.“
Rowe.

Wer wollte nicht, wenn ihm die Wahl frei stände, lieber einen solchen Ruf verdienen, als, ohne denselben, der reichste, der ge-

lehrteste oder der mächtigste Mann im Lande sein?

Es liegt fast durchgängig in der Natur des Menschen, zu wünschen, daß alle Uebrigen ihn schätzen und achten möchten; allein mit Bedauern sehe ich, wie Wenige den einzig richtigen Weg einschlagen, um diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Dieser löbliche Ehrgeiz nimmt nur zu oft eine verkehrte, manchmal sogar eine schlechte Richtung. Um Einfluß und Bedeutsamkeit zu erlangen, sieht man Einige nach Gelehrsamkeit, Andere nach Reichthum trachten, Einige wieder nach nichts streben, als für witzig gehalten zu werden, Andere, nur durch ihr Aeußeres zu glänzen; aber was sind Witz, Reichthum, Schönheit und Gelehrsamkeit in Vergleich mit Tugend? Wahr ist es, wir lieben die Schönen, rühmen die Gelehrten, lachen über die Witzigen und fürchten die Reichen und Mächtigen; aber wir achten und verehren die Tugendhaften. Und das ist kein Wunder; denn die Letzteren sind selten, sehr selten. Wenn wir mit demselben Eifer danach strebten, gut zu werden, mit welchem wir nach irdischer Größe ringen, so würden wir wahre Größe erlangen durch Gutsein, und die Zahl der

Achtungswerthen würde bedeutend zunehmen. Wer aber meint, er könne groß werden, ohne gut zu sein, der irrt sich sehr; denn, mit Ueberzeugung kann ich es aussprechen, es hat nie ein großer Mensch gelebt, der nicht zugleich in Wahrheit tugendhaft war.

O Cretico, du trübsinniger Philosoph, du geschliffener Staatsmann! du bist schlau, aber weit entfernt, weise zu sein! Wie solltest du geschätzt und geliebt sein, gleich Cato? Wie solltest du unter deinen Kreaturen die ungeheuchelte Achtung finden, und die wahre Theilnahme, die jeder Mensch für ihn empfindet? Wirst du nie einsehen lernen, daß das kriechende, unterthänige, niedrige Betragen deiner Untergebenen keineswegs aus Dankbarkeit für empfangene Gunst, sondern nur (gleich der Huldigung, welche die Indianer dem Teufel darbringen) aus Furcht entspringt vor dem Uebel, das du ihnen zufügen könntest? Du bist nicht ganz ohne Tugend; viel Gutes ist in dir, und manche gute Handlung wird dir nachgerühmt. Höre auf den Rath eines Freundes: lege jene schalen Schriftsteller an die Seite, laß sie, mit Staub bedeckt, auf ihren Brettern vermodern; du aber ergreife ein besseres,

nützlicheres Studium, — erforsche die Menschheit und dich selbst.

Zum Schluß noch die ernstliche Warnung, daß von dieser Zeit an kein Mensch, von welchem Alter, Geschlecht, Stand oder Rang er sein möge, unter irgend einem Vorwande sich unterfange, nach der Person des Verfassers dieser Aufsätze sich zu erkundigen — bei Strafe seines Mißfallens (mit alleiniger Ausnahme seiner nächsten, theuren Verwandten).

Auch ist zu bemerken, daß unter den, in diesen Blättern gezeichneten, schlechten Charakteren keine bestimmte Personen zu verstehen sind, wenn dies nicht bestimmt ausgedrückt ist; und endlich, daß Rummeltopf keiner Partei angehört, sondern sich in Alles mischt.

NB. Eretico lebt in einer benachbarten Provinz.

Der Rummeltopf. Nro. IV.

(Vom 18. Februar 1728.)

Ne quid nimis.

In meinem ersten Aufsatze habe ich die gelehrten und geistreichen Männer eingeladen, an

meinem Unternehmen Antheil zu nehmen *), und ich wiederhole jetzt diese Einladung. Ich wollte dadurch einem Jeden Gelegenheit geben, sein Talent zum Schreiben zu versuchen, und falls er damit begabt ist, sich und seine Freunde zu unterhalten und den Geschmack des Publikums zu verbessern. Es wäre doch hart, wenn wir nicht im Stande sein sollten, auf ein Jahr wenigstens, den Rummeltopf mit eigenen Erzeugnissen zu versehen. Was mich betrifft, so habe ich schon ausgesprochen, daß ich, ohne irgend eine boshafte Nebenabsicht, nur das Wohl meines Vaterlandes im Herzen tragend, nichts Anderes will, als die edlen Grundsätze der Tugend verbreiten und vor jeglichem Laster warnen. Da ich aber wohl weiß, daß der große Haufe nichts mehr haßt, als Belehrung, und daß daher im Allgemeinen nicht mehr als die erste Zeile von meinen Aufsätzen gelesen werden würde, wenn sie wirklich nichts als heilsame Lehren und Vorschriften enthielten, so muß ich mich schon dazu verstehen, die Menge gelegentlich in ihrer eigenen

*) Diese Stelle ist dort übergangen, da sie an sich von geringem Interesse schien.

Art und Weise zu belustigen. Es giebt eine Art von berühmten Namen in unserem Lande, die zum Gegenstand der allgemeinen Abneigung geworden sind. Wenn ich dann und wann die nöthige Muße finden und es über mich gewinnen kann, einen dieser Herren ein wenig durchzuhecheln, so wird die Hoffnung, auf solche Dinge zu stoßen, Viele bewegen, meine Aufsätze durchzulesen, die ohnedies uumittelbar zu den Tagesneuigkeiten und vermischten Anzeigen übergehen würden. In der Ueberzeugung, daß die angesehensten Männer unter uns ihr Vaterland, ungeachtet seiner Undankbarkeit und der, das Gegentheil andeutenden, Aeußerungen neidischer und boshafter Menschen, aufrichtig lieben, so kann ich nicht daran zweifeln, daß sie mir die Freiheit, die ich mir in der erwähnten Absicht zu nehmen Willens bin, gern verzeihen werden.

Bis jetzt habe ich noch wenige Korrespondenten, aber ihre Zahl wird sich wohl mehren. Der folgende Brief ist einer der ersten, die ich erhalten habe, und war mir um so erfreulicher, da er, von schöner Hand geschrieben, Beschwerden enthält, zu denen auch ich mich leider nur zu oft veranlaßt fühlte.

An den Rummeltopf.

Mein Herr!

Sie haben, wie Sie sich auszudrücken belieben, sich selbst zu einem Censor morum ernannt, was, wie ich höre, so viel bedeutet, wie: Sitten-Verbesserer. Ich muß gestehen, ich kenne Niemanden, an den man sich passender zur Abhülfe alles Ungemachs wenden könnte, das man, aus Mangel an guten Sitten, von gewissen Leuten erdulden muß. Sie müssen wissen, ich bin ein unverheirathetes Frauenzimmer, und halte zu meinem Lebens-Unterhalt einen Laden in dieser Stadt. Eine meiner Nachbarinnen, mit der ich schon seit geraumer Zeit in vertraulichem Umgang lebe, war mir in der That eine recht angenehme Gesellschafterin; allein in der letzten Zeit kommt sie so übertrieben oft, und bleibt jedesmal so übermäßig lange, daß mir die Geduld völlig ausgeht. Ich behalte auch nicht ein bischen Zeit für mich, und Ihrer Klugheit und Erfahrung wird es gewiß nicht entgangen sein, daß jeder Mensch seine kleinen Privat-Angelegenheiten und Geheimnisse habe, wobei man auch den besten Freund nicht eben zum Zeugen wünscht. Ich kann aber nicht

das Allergeringste vornehmen, ohne daß sie davon Bescheid wissen muß, und es ist ein wahres Wunder, daß ich Gelegenheit gefunden habe, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Mein Unglück ist es, daß ich ihr wirklich meine Achtung nicht versagen, und es daher nicht über mich gewinnen kann, ihr die unfreundlichen Worte zu sagen, daß es mich freuen würde, etwas seltener den Genuß ihrer Gesellschaft zu haben; denn wenn dergleichen je über meine Lippen käme, so muß ich fürchten, daß sie meine Schwelle nie wieder betreten würde. Aber ach! mein Herr, ich habe Ihnen noch nicht die Hälfte meiner Noth geklagt. Sie hat zwei Kinder, die eben groß genug sind, herum zu laufen und allerlei Unheil anzurichten; diese sind immer mit der lieben Mama entweder in meinem Zimmer oder im Laden, wenn auch noch so viele Käufer sich ein- und ausdrängen. Zuweilen zerrt das eine an den Waaren auf den untersten Fächern meines Ladens und wirft sie an die Erde, wo das andere sich eben schlecht aufgeführt hat. Meine Freundin hebt das Paquet wieder auf und ruft: »O du unartiger, häßlicher kleiner Schelm! Doch sieh, Liebe, es hat nicht viel Schaden gelitten, ist nur ein wenig

naß geworden,« und legt es wieder hin an seine Stelle. Zuweilen fallen sie über meine Nagelkiste her, die unterm Zahltisch steht, und machen sich, zu meinem großen Verdruß, den Spaß, die abgesonderten Sorten unter einander zu mischen. Ich gebe mir alle mögliche Mühe, meinen Unwillen zu verbergen, und gehe mit ernster Miene dran, sie von neuem zu sondern. Dann schreit sie: »Ich bitte dich, Liebe, genire dich nicht, laß sie ein wenig spielen; ich will Alles wieder zurecht legen, eh' ich gehe.« Aber es wird nie so zurecht gelegt, daß ich nicht noch viel Noth und Mühe davon hätte, wenn sie gegangen sind. Auf diese Weise, mein Herr, habe ich alle Sorge und Verdrießlichkeit von den Kindern, ohne die Freude, sie die meinigen nennen zu können; und sie sind so an mein Haus gewöhnt, daß sie sich sonst nirgends mehr zufrieden geben wollen. Wenn die gute Frau sich's hätte genügen lassen, zehnmal des Tages zu kommen, und jedesmal nicht über eine halbe Stunde zu bleiben, so hätte ich mich darein ergeben, und würde Ihnen wohl nie mit diesem Briefe beschwerlich gefallen sein. Aber diesen Morgen haben sie mich so gequält, daß ich's nicht länger

ertragen konnte; denn während die Mutter mich mit zwanzig impertinenten Fragen in die Enge trieb, und das jüngste Kind mit lautem Jubel meine Nägel handvollweise auf der Erde umherwarf, machte das andere mit dem Hammer auf meinem Zahltisch einen so gellenden Lärm, daß ich fast wahnsinnig ward. Ich war eben damit beschäftigt, mir eine neue Haubenbesetzung zuzuschneiden, aber in der Angst der Verwirrung schnitt ich so unförmliche, schiefe Streifen heraus, daß ich ein Stück vom feinsten Muslin völlig verdarb. Ich bitte Sie, mein Herr, sagen Sie mir, was ich dabei thun soll, und in Ihrem nächsten Blatte geben Sie den Leuten Etwas über dieses unvernünftige Besuchen zu lesen. Aber meine Nachbarin möchte ich um Alles in der Welt nicht gekränkt sehen, denn, aufrichtig, ich liebe sie und ihre Kinder, wie sich gute Nachbaren nur lieben können, und — sie kauft alljährlich für eine hübsche Summe in meinem Laden. Mein Wunsch ist nur, sie möge doch bedenken, daß sie mich wirklich unbarmherzig behandelt, wenn es auch, wie ich gewiß glaube, von ihrer Seite nur Gedankenlosigkeit ist. Aber ich habe Ihnen noch sieben Sachen mehr zu

sagen: Da ist ein hübscher Herr, der sich gelüsten läßt (das scheint mir außer Zweifel), mir den Hof zu machen, er kann aber keine Gelegenheit finden, mich — Ach, du meine Zeit! da kommt sie schon wieder; ich muß schließen.

Ihre ꝛc.

Langmuth.«

Gott sei Dank, daß diese zufällige Unterbrechung ihr Klagelied abkürzte, das, wie mich dünkt, schon vollkommen lang genug ist, und sonst vermuthlich noch einmal so lang geworden wäre. Allein ich muß doch gestehen, daß die arme Person mich dauert, weßhalb ich denn in ihrem Namen die Besucherin ersuchen will, die Worte des Weisen wohl zu bedenken: »Ziehe deinen Fuß zurück aus des Nachbars Haus, damit er deiner nicht müde werde und am Ende dich hasse.« Es mag wol ein kitzliches und schwieriges Ding sein, unsere Besuche jederzeit so einzurichten, daß wir keinem Menschen Anstoß geben, indem wir zu oft oder zu selten kommen, zu kurz oder zu lange bleiben. Im Allgemeinen scheint es mir jedoch, wenn man keinem lästig fallen will, das Sicherste zu sein, nur selten

Besuche zu machen und nirgends zu lange zu verweilen, unerachtet der dringendsten Einladungen, die wahrlich nicht immer aufrichtig sind. Und wenn die Gesellschaft eines Menschen auch wirklich aufrichtig gewünscht wird, so wird ihm doch eine zu große Zurückhaltung weit eher verziehen, als das Gegentheil.

Gar vielen Unannehmlichkeiten sind die Menschen bloß aus Mangel an Muth unterworfen, der in den Ereignissen des gewöhnlichen Lebens nicht weniger unentbehrlich ist, als in der Feldschlacht. Wie viele Zudringlichkeiten erdulden wir nicht täglich mit großem Mißbehagen, weil es uns an Muth fehlt, unsere Unzufriedenheit zu erkennen zu geben? Und warum sollten wir nicht die Geradheit und Freimüthigkeit haben, unsern Freunden zu sagen, daß ihre langen Besuche uns zuweilen unbequem sind. Vielleicht wird es den Lesern nicht ungelegen sein, wenn ich ihnen bei dieser Gelegenheit erzähle, wie, nach dem Zeugniß eines glaubwürdigen Mannes, die Türken die sie Besuchenden zu unterhalten pflegen. »Wenn man in der Türkei,« so sagt mein Gewährsmann, »eine Person von Ansehen besucht, und die Komplimente oder etwaige Ge-

schäfts-Angelegenheiten, oder was sonst den Besuch veranlaßte, abgemacht hat, so wird dem Diener ein Wink gegeben, Erfrischungen zu bringen, worauf dieser sogleich mit einigen Süßigkeiten nebst Sorbet und Kaffee erscheint, und alles dies mit der größtmöglichen Ehrfurcht den Gästen nach der Reihe darreicht. Zuletzt aber kommt die Hauptsache, nämlich die Durchräucherung der Bärte, die auf folgende Art bewerkstelligt wird. Der Diener bringt ein kleines zierliches Kohlenfaß mit einem durchlöcherten Deckel, thut einige frische Kohlen hinein und auf diese ein Stück Aloeholz, das sofort einen lieblich duftenden Rauch verbreitet, der durch die Löcher des Deckels aufsteigt. Darauf wird das Gefäß unter eines Jeden Kinn gehalten und so den Bärten gleichsam ein Opfer dargebracht. Der borstige Götze empfängt die dargebotene Huldigung, und nimmt den Gummidampf so gierig in sich auf, daß er noch eine ganze Weile den Wohlgeruch behält, und mithin dem Träger gleichsam als Blumenstrauß (zur Nasenfreude) dienen kann.

Diese Sitte kann auf den ersten Anblick als lächerlich erscheinen; doch die Türken legen großen Werth darauf, und ich muß selbst gestehen,

daß die Absicht sehr weise und nützlich ist. Der Sinn ist nämlich kein anderer, als eine höfliche Entlassung der Besucher, denen der Herr des Hauses auf diese Weise andeutet, daß er, anderer Geschäfte halber, nichts dawider habe, wenn sie nun, je eher, je lieber, sich entfernen wollten. Durch dieses Mittel kann man daher zu jeder Zeit und ohne Beleidigung von langweiligen, unzeitigen Besuchen sich befreien, und zugleich von der Nothwendigkeit, in die so allgemein übliche Heuchelei einzustimmen, mit welcher man diejenigen dringend ersucht, noch länger zu verweilen, die man, im Unwillen über den störenden, schon viel zu langwierigen Besuch, vielleicht im Herzen hinwünscht, wo der Pfeffer wächst.«

So weit mein Gewährsmann. Was mich betrifft, so hat mir diese Türkische Sitte so wohl gefallen, daß ich in Zukunft etwas Aehnliches bei mir einführen werde. Ich habe mir bereits eine Flasche mit ächtem Franzbranntewein für die Herren, und eine andere mit Limonade für die Frauen zurecht gestellt. Nachdem ich jedem ein Gläschen und darauf eine Prise meines besten Schnupftabacks gereicht haben werde, erwarte ich, daß die ganze Gesellschaft sich empfehlen und mir

Muße gönnen werde, meine Studien zur Förderung des gemeinen Besten fortzusetzen.

Ankündigung.

In Kurzem werde ich meine bereits begonnene Geschichte des Ursprungs und Fortschreitens des berühmten Schnappsklubbs dem Druck übergeben. Wer mit Thatsachen, Charakterzügen, Verhandlungen rc. bekannt ist, die zur Vervollständigung und Ausschmückung dieses Werkes dienen könnten, wird gebeten, seine gefälligen Mittheilungen an die Druckerei dieser Blätter zu adressiren.

Der Rummeltopf. Nro. V.

(Vom 25. Februar 1728.)

> Vos, o patricius sanguis, quos vivere fas est
> Occipiti caeco, posticae occurrite sanae.
> *Persius.*

Ein Schreck den Uebelthätern und eine lobende Ermunterung den Guten zu sein, das ist der Zweck dieser Blätter, und mir ist die innige Freude geworden, zu sehen, daß mein Unterneh-

men von den Gerechten und Guten gebilligt und unterstützt wird, und daß sehr Wenige nur gegen mich sind, außer denen, welche Ursache haben, mich zu fürchten.

Es giebt wenige Menschen, deren Betragen ganz frei von kleinen Thorheiten oder Fehlern wäre; aber auch die besten Freunde scheuen sich, aus übertriebenem Zartgefühle, solche Dinge zu rügen; es giebt ferner geringfügige Laster und kleine Verbrechen, die das Gesetz nicht beachtet oder doch nicht verhütet; es giebt aber auch große Schurkenstreiche, die zuweilen so schlau ausgeführt und mit solcher Umsicht geheim gehalten werden, daß es dem Gesetz nicht gelingt, die Thäter zu entdecken oder zu erwischen. Alle diese und ähnliche Dinge gehören in mein Gebiet, als Censor; und ich bin entschlossen, die Pflicht, die ich mir selbst anvertraut habe, nicht zu vernachlässigen, sondern mein Amt treu und sorgsam zu verwalten. Damit aber alle Welt beurtheilen könne, wie gerecht und wie menschlich zugleich mein Verfahren sein werde; damit selbst meine Feinde sich überzeugen mögen, daß ich keine Freude daran finde, die Düngerhaufen lasterhafter Menschenleben zu durchsuchen; und damit end=

lich gewisse Menschen in ihrer Angst ein wenig beruhigt und von dem schrecklichen Herzklopfen befreit werden, woran sie seit Kurzem gelitten haben und noch leiden; so will ich hierdurch gnädig proklamiren, daß die Beleidigungen, Verbrechen und Bübereien aller Art, die vom Anfange des Jahrs 1681 bis zu dem Tage, an welchem das erste dieser Blätter erschien, begangen worden sind, der Vergessenheit übergeben sein sollen, und förmlich versprechen, mich nur mit solchen zu befassen, die von dem genannten Tage an begangen sind und künftig noch begangen werden. Wenn jemand (früher) durch Betrug und Erpressung, durch List und Heuchelei sich bereichert hat; wenn eine Frau ihrem Manne untreu gewesen, oder ein Mann durch harte Behandlung oder Vernachlässigung das Herz eines treuen Weibes gebrochen, und durch seine Ausschweifungen Gesundheit und Vermögen vergeudet hat; wenn ein niederträchtiger Schurke seinen Freund verrathen und seine Ehrlichkeit für Gold verkauft, oder ein noch Verächtlicherer ihn erst bestochen und dann um den Handel betrogen hat; so soll das Alles, und vieles Andere noch, vergessen sein und verschwiegen bleiben; aber — das merke sich ein

Jeder — ich erwarte und verlange dagegen eine schnelle und allgemeine Besserung.

Diese Drohung wird, so hoffe ich, eine gute Wirkung haben. Wird sie beachtet, so kann sie eine unzählige Menge von Thorheiten und Schlechtigkeiten verhüten, und mir zugleich unsägliche Mühe ersparen. Damit aber Keiner sich mit der Hoffnung schmeichle, daß er seine Streiche vor mir wohl zu verbergen wissen werde, und deßhalb seine Uebelthaten nicht einzustellen denkt, so muß ich ferner noch öffentlich bekannt machen, daß ich seit Kurzem im vertrautesten Verhältniß zu der außerordentlichen Person stehe, die mir vor einiger Zeit folgenden Brief schrieb, und, indem sie die wunderbare Eigenschaft besitzt, das geheimste Unrecht zu entdecken, mir bei meinem Reformationswerke die größte Hülfe zu leisten im Stande ist.

Herr Rummeltopf!

»Ich bin sehr erfreut über die Gelegenheit, die Sie mir gegeben haben, Ihnen, und durch Sie diesem Lande nützlich zu werden. Ich muß Ihnen sagen, daß die Umstände und Verhältnisse meiner Geburt und meines Lebens so wunderbar

an sich waren und auch mein Innerstes so wunderbar anregten, daß ich jetzt die seltene Eigenschaft besitze, nicht nur das Beginnen abwesender und schlafender Menschen, sondern auch den Teufel selbst in vielen seiner geheimsten Umtriebe, in den verschiedenen Gestalten, Angewöhnungen und Namen von Männern und Frauen, entdecken und wahrnehmen zu können. Auf meinen vielen Reisen habe ich nur sehr Wenige getroffen, die mit einer ähnlichen Fähigkeit begabt waren, und kann daher um so sicherer behaupten, daß Sie schwerlich einen Menschen finden werden, der Ihr Unternehmen wirksamer unterstützen könnte, als ich. Meines Vaters Vaters-Vater (denn wir hatten keine Großväter in unserer Familie) war derselbe John Bunian, der das berühmte Buch: The pilgrim's progress, schrieb, und in einigem Grade die natürliche Eigenschaft des Geistersehens besaß. Diese Eigenschaft (über deren früheren Ursprung unsere Familien-Chronik keine deutliche Auskunft giebt) ist auf alle seine Nachkommen übergegangen, jedoch nicht in gleichem Grade. In einigen von meinen Vettern war sie sehr schwach, und vermuthlich wäre sie in unserm besondern Zweige der Familie fast ganz erloschen,

wenn mein Vater nicht auf Reisen gegangen wäre. Er war in seiner frühen Jugend in Neu-England; dort heirathete er und dort ward mein ältester Bruder geboren, der so viel von dieser Eigenschaft besaß, daß er die Hexen bei einigen ihrer geheimen Verrichtungen entdecken konnte. Später begaben sich meine Eltern nach England, wo mein zweiter Bruder geboren ward, der jedoch nur sehr wenig Seherkraft empfing, indem er nur im Stande war, die Ereignisse, während sie sich zutrugen, und eine ziemliche Weile nachher zu unterscheiden. Mein guter Vater konnte noch keine Ruhe finden; er zog nach Schottland und ließ sich in den Hochlanden nieder, wo ich das Licht der Welt erblickte. Ob nun Boden, Klima oder Konstellationen, worüber verschiedene Andeutungen aufbewahrt worden sind, es bewirkt haben, daß die, meinen Vorfahren eigenthümliche, Gabe des Geistersehens mir in höherem Glanze zu Theil ward, als den übrigen Gliedern der Familie, seit mehreren Generationen, das will ich hier nicht untersuchen. Eine Thatsache aber ist es, daß ich die Gabe in seltenem Grade besitze, und wenn Sie mein Vorhaben begünstigen, so will ich diese Gelegenheit ergreifen, um meine

Fähigkeit zum Guten anzuwenden, was viele Ihrer rechtschaffenen Leser mir gewiß Dank wissen werden, obgleich die Enthüllung meiner Abkunft mir keineswegs die Achtung Ihrer großen Gelehrten und neueren Philosophen verspricht. Dies hat mein Vater sich längst gesagt, und damit der Ruf der Familie dem Glücke der Kinder nicht im Wege stehe, hat er beim jedesmaligen Wechsel seines Aufenthalts auch klüglich seinen Namen verändert.

In Betreff der Art und Weise, wie ich Ihnen nützlich und selbst immer mehr in der Welt bekannt werden kann, will ich nur noch Folgendes bemerken: Kraft der mehrerwähnten außerordentlichen Naturgabe sehe ich, in meiner Kammer sitzend, fortwährend eine große Anzahl von Männern, Frauen und Kindern, von allen Klassen, und Alles, was sie thun; dies wird meinem Geiste zu lästig und macht mich überdies, obgleich wider die Vernunft, besorgt, daß dieses ganze Heer von Menschen auch mich sehen und beobachten könne, weßhalb ich mich nach Einsamkeit und Zurückgezogenheit sehne; andererseits wird es mir aber eine Erleichterung sein, mich meiner Gedanken und Bemerkungen entledigen zu kön-

nen, und zwar auf diejenige Art, die Ihnen bereits in Vorschlag gebracht worden ist, durch

Ihren ergebensten
Freund und Diener.«

Den Namen dieses Korrespondenten muß ich, aus Besorgniß für sein Leben oder seine Sicherheit, verheimlichen, und ich kann nur seine Klugheit rühmen, wenn er selbst es vorzieht, in Dunkelheit zu leben. Nie werde ich das Schicksal meines armen Affen vergessen. Er hatte die üble Gewohnheit, zu grinzen und zu kichern, so oft er etwas mit einem Weiberrock erblickte, und meine einfältigen Nachbarinnen bildeten sich ein, das Aeffchen grinze jedes Frauenzimmer an, das sich nicht bis zur Ehe habe gedulden können. Kaum hatte sich diese Sage verbreitet, als sie allgemein geglaubt und das unschuldige Thier zum Tode verurtheilt ward. Wer das Urtheil vollzog, habe ich nie erfahren, aber er ward wirklich in einer finstern Nacht ermordet und an einen meiner Thürpfosten gehängt, wo ich ihn, durch unzählige Dolchstiche ganz verstümmelt, am folgenden Morgen fand.

Da der Censor bemerkt hat, daß die an-

steckende Krankheit der Schreibsucht gewaltig um sich greift, und da er, in Bezug auf gesunden Witz und Verstand, für den guten Ruf seines Vaterlandes ängstlich besorgt ist, so hat er beschlossen, alle Schriften, in Prosa oder Versen, die auf eines von beiden Anspruch machen, unter seine unmittelbare Aufsicht zu nehmen, und verbietet dem gemäß, für die Zukunft irgend etwas der Art zu publiciren, das nicht zuvor seine Prüfung bestanden und sein Imprimatur erhalten hat, verlangt jedoch für die Bemühung nicht mehr als drei Groschen per Bogen.

NB. Unerachtet dieses Verbots dürfen alle satyrischen Bemerkungen über den Rummeltopf, ohne alle Prüfung und Vergütung, gedruckt werden, welche Erlaubniß von den kleinen Geistern der Stadt und Umgegend gewiß dankbar anerkannt und angenommen werden wird.

Der Herr, welcher sich Sirronio nennt, wird beauftragt, sogleich nach Empfang dieses Blattes sein großes Buch der Gräuel zu verbrennen.

PS. Aus Mitleid mit dem jungen Menschen, in Betracht der großen Mühe, die er sich gegeben hat, und in Erwägung seines wirklich gutmüthigen Charakters, mit dem ich so eben

erst bekannt geworden bin, habe ich für gut erachtet, das Urtheil, dem zufolge sein großes Buch der Gräuel den Flammen übergeben werden sollte, bis weiter zu suspendiren; jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß besagtes Buch keinem, mit einigem Geist begabten, Fremden oder Ausländer gezeigt werde.

Noli me tangere.

Ich hatte anfangs beschlossen, mich auf keinen Fall in öffentliche persönliche Streitigkeiten mit Anderen einzulassen, weil ich einsehe, daß dergleichen Dinge meinen Lesern nicht weniger lästig sein müssen, als mir selbst, indem mein Blatt alsdann mit Angriffen, Vertheidigungen, Gegen-Angriffen ꝛc. sich füllen würde; denn eine solche Art von Schreiberei pflegt kein Ende zu nehmen und überdies selten etwas Erbauliches oder Unterhaltendes zu enthalten. Wenn aber ein Mann von solchem Ansehen, wie Herr —, sich veranlaßt fühlt, mich mit solchem Eifer anzuklagen und zu verdammen, wie es in der letzten Nummer von Keimer's Instructor geschehen ist; so kann ich es doch nicht über mich gewinnen, gar nichts zu meiner Vertheidigung zu sagen.

Zuvor aber will ich dem Publikum, dem ich wichtigere Dinge vorzulegen habe, die Versicherug geben, daß ich von dieser Zeit an keine Beschuldigung mehr beachten werde, die so wenig wahren und vernünftigen Grund hat.

Der Inhalt der gegen mich erhobenen Klage ist folgender. Nicht zu gedenken der Andeutung, daß es mir an Menschenliebe, und mithin auch an Religiosität, fehle, wird behauptet: daß ich mich der Verläumdung schuldig gemacht habe, eines Lasters, das, nach dem Urtheile jedes guten Menschen, nicht nur gehässig, sondern auch dem Christenthum, der Moral und dem Recht zuwider, und in einigen Fällen sogar unmenschlich ist; daß ich ferner den Ruf Anderer zerstöre, und durch nichtiges Vorgeben mich dem Vorwurf der Bosheit und des Vorurtheils schlau zu entziehen trachte; daß ich Waffen gebrauche, die von jedem besseren Menschen verabscheut werden; und endlich, daß mein Verfahren gegen meine Mitbürger überhaupt allen bessern und weisern Menschen verwerflich erscheinen müsse, und zwar aus denselben Gründen, aus welchen die Verwerflichkeit des Mordes hervorgehe. Und alles das wird aus einer Charakterschilderung gefolgert, die ich in

der dritten Nummer dieser Blätter publicirt habe.

Um die Gerechtigkeit und Wahrheit der schweren Beschuldigung beurtheilen zu können, wird es daher erforderlich sein, den erwähnten Aufsatz nochmals zu prüfen. Es muß in der That befremden, wenn man nun erfährt, welche Kleinigkeit eine so heftige, schwere Beschuldigung veranlassen konnte! Auf welchen Lebenden auch mein Ankläger den Charakter des Cretico bezogen haben möge, das Schlimmste, was von ihm gesagt ward, ist: daß er ein trübsinniger Philosoph sei, schlau, aber nicht weise.

Es giebt gewiß wenige Charakterschilderungen, die, in einem so großen Lande, wie dieses ist, nicht auf irgend eine Person sich anwenden ließen. Wenn ich aber auch durch meinen Cretico eine bestimmte Person hätte bezeichnen wollen, so wäre doch, dünkt mich, meine Unparteilichkeit hinlänglich dadurch bewiesen, daß ich in demselben Satze sagte: Cretico sei nicht ohne Tugend rc. Mein Ankläger verlangt, ich solle künftig durchaus keine Charakterbilder mehr zeichnen; und warum? — Meines Gegners einzige Gründe sind in folgenden Fragen enthalten: »Weßhalb

soll eines Mannes Bild gezeichnet werden, zu welchem er nie gesessen hat? Weßhalb ist es der Willkühr eines Andern eher gestattet, ihm seinen guten Namen zu nehmen, als ihm sein Geld und seine Habe zu rauben? Ich erwiedere: Kein Mensch hat einen rechtlichen Anspruch, weder auf Eigenthum, noch auf guten Ruf, wenn er diese Güter durch sein eigenes Benehmen verwirkt hat. Wer Geld und Kredit verschwendet, verliert jenes; wer Zeit und Lebenskraft vergeudet, bringt sich um diesen. Das Publikum hat unstreitig das Recht, zu entscheiden, welcher Ruf einem Menschen, in seinen Augen, zukomme. Gesetzt, ich hätte Lust und Fähigkeit, alle guten und schlechten Charaktere dieses Landes zu schildern, könnte wohl ein guter Mann mir's mit einigem Grunde übel nehmen, daß ich gute Menschen darstelle? Und wenn ich schlechte Charakterbilder zeichne, können die zu anderen Menschen passen, als zu denen, welche es verdienen? Und haben Andere Grund und Recht, sich darüber zu beschweren, wenn diesen zu Theil wird, was sie verdienen?

Wenn die Frage: ob eines Mannes Bild publicirt werden dürfe, zu dem er nicht gesessen

habe? einen vernünftigen Sinn hat, so kann es wohl nur der sein, daß man keinen Charakter zeichnen solle, ohne des Eigners Einwilligung. Wenn ich den Wolf im Schaafsfelle entdecke, da er eben im Begriff ist, meines Nachbars Schaafe zu erwürgen, muß ich auf seine Erlaubniß warten, um ihn zu enthüllen und in seinem Beginnen aufzuhalten? Wenn ich von einem Manne weiß, daß er ein ausgemachter Schurke ist, muß ich mir erst seine Einwilligung erbitten, um meine Freunde vor ihm zu warnen? Wenn das der Fall ist, so hätte auch der Rummeltopf, selbst wenn er die Beschuldigungen alle verdiente, erst um Erlaubniß gefragt werden müssen, ehe der Gegner eine so schreckliche Anklage gegen ihn publiciren durfte.

Der Rummeltopf. Nro. VIII.

(Vom 20. März 1728.)

> Quid non mortalia pectora cogis,
> Auri sacra fames? *Virgil.*

Eine der größten Freuden, die einem Schriftsteller werden können, ist sicher die, seine Schrif-

ten loben zu hören. Um dieser Freude theilhaftig zu werden, ist es so durchaus nothwendig, der Welt unsere Namen zu verbergen, während wir unsere Gedanken publiciren, daß ich hoffen darf, meine Freunde werden mir Glück wünschen, den sorgfältigen, aber vergeblichen Nachforschungen entgangen zu sein, die man angestellt hat, um zu erfahren, wer ich sei. Jedermann wird einräumen, daß ein Schriftsteller, als solcher, nur nach dem Werthe seiner Leistungen beurtheilt werden solle; in unsern Tagen aber haben Stolz, Befangenheit und Parteisucht so überhand genommen, daß wir, wie die Erfahrung lehrt, unser Urtheil über ein Werk nach dem Charakter des Verfassers bilden. Ja, es giebt sogar so demüthige Politiker unter uns, daß sie erst fragen, ob der Schreiber auf der rechten oder linken Seite sitze, ehe sie es wagen, ihre Meinung über das Geschriebene laut werden zu lassen. Mir war dieses kleinmüthige Verfahren wohl bekannt, als ich meine erste Schrift drucken ließ, und deßhalb verschwieg ich meinen Namen. Und — ich frage die Freimüthigeren — habe ich seit der Zeit ein einziges Beispiel von Parteilichkeit u. dgl. gegeben? Ich kann mir

selbst das Zeugniß geben, daß ich, nur aus reiner Vaterlandsliebe, mit der Offenheit eines ehrlichen Mannes, Alles, was mir unsinnig, lächerlich, unrechtlich und unsittlich erschien, ohne Scheu angegriffen habe; und so werde ich's ferner thun.

Ich gestehe, es wird mir oft schwer, den Ernst und die Würde meines Censor-Amts im Auge zu behalten, wenn ich die albernen, grundlosen Beurtheilungen einiger meiner Schriften höre. Ein gewisser Herr, zum Beispiel, hat sichs recht sauer werden lassen, zu dem in Nro. IV. dieser Blätter mitgetheilten Briefe einen Schlüssel zu schreiben, indem er eine arglose Satyre über die Zudringlichkeit einiger Menschen bei ihrem Besuche sehr erfinderisch in eine Schmähschrift gegen die Regierung umwandelt. — Doch ich habe mir vorgenommen, den Lesern einen Brief mitzutheilen, der zwar nur mich persönlich betrifft, aber vielleicht auch Anderen einige Unterhaltung gewähren kann.

An den Censor morum, Herrn General-Rummeltopf der Provinz Pensylvanien, der Grafschaften N. ꝛc.

Geehrter Herr!

Ich ersehe aus Ihren Betrachtungen, daß Sie nicht nur ein Freund der Wahrheit und Billigkeit sind, sondern auch ein Mann von ausgezeichneten Talenten und Kenntnissen, und als solchen ehre ich Sie. Sie sollen daher wissen, Tiefgelehrtester, daß ich seit früher Jugend mit unermüdlichem Eifer die göttliche Wissenschaft der Astrologie bewundert und studirt habe. Ich habe den Scot, Albertus Magnus und Cornelius Agrippa mehr als drei hundertmal durchgelesen, und hoffte, durch Fleiß und Kenntniß genug zu verdienen, um mich für Geld und Zeit, die ich, im Verfolg meiner Studien, verloren habe, einigermaßen zu entschädigen. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein (denn Ihr vertrauter, hellsehender Korrespondent weiß ja Alles), daß an verschiedenen Orten in der Umgegend dieser Stadt, und auch in andern Theilen des Landes, große Summen Geldes unter der Erde verborgen liegen. Aber ach, mein Herr! obgleich ich alle Mittel,

deren die oben erwähnten, unsterblichen Schriftsteller erwähnen, versuchte, und, als diese fehlschlugen, die Hülfe des Herrn P. mit seinem Magnet und Merkurstabe in Anspruch nahm, ist dennoch alle meine Mühe vergeblich geblieben. Daher wende ich mich jetzt an Sie, in dem Wunsche und mit dem Vorschlage, eine nähere Bekanntschaft mit Ihnen anzuknüpfen, und ungeachtet meines bisherigen Unglücks zweifle ich nicht daran, daß wir uns gegenseitig bei unsern Entdeckungen große Dienste leisten können, und daß, wenn wir unseren vereinten Bemühungen eine gute Richtung geben, die Zeit kommen wird, da Rummeltopf, sein hellsehender Korrespondent und Ihr ergebenster Diener drei der reichsten Männer des Landes sein werden; — und, mein Herr, was können wir dann nicht ausrichten? Dem Weisen genügt ein Wort. Ich schließe mit, über allen Ausdruck erhabenem, Respekt, als

Ihr und Urania's Jünger
Titan Pleiades.

Abends, nachdem ich diesen Brief empfangen hatte, besuchte ich meinen hellsehenden Freund und theilte ihm den Vorschlag mit. Er las den

Brief, und versicherte dann, er habe die völlige Gewißheit, daß zu dieser Zeit nicht so viel wie eine Unze an Gold oder Silber, in irgend einem Theile der Provinz, unter der Erde verborgen sei; denn der in neuester Zeit herrschende Mangel an Geld habe alle Lebenden genöthigt, das früher von ihnen Vergrabene wieder aufzunehmen und zu gebrauchen; alles Uebrige aber, das in alten Zeiten von Seeräubern und ähnlichen Gesellen vergraben sei, die es, der Wahrscheinlichkeit nach, nie wieder holen können, habe er selbst aufgegraben und zu milden Zwecken verwandt; und er wünsche, daß ich dies, des allgemeinen Besten wegen, bekannt machen möge. Denn es gebe unter uns eine große Anzahl ehrlicher Handwerker und Arbeiter, die, in der thörichten Hoffnung, plötzlich reich zu werden, ihr Geschäft liegen ließen, sich und ihre Familien an den Bettelstab brächten, und freiwillig den größten Beschwerden sich unterzögen, um Schätze zu graben *).

---

*) In Europa, und hundert Jahre später, als die Zeit, in welcher Franklin diesen Aufsatz schrieb, würde die hier folgende Warnung vor der Tollheit des Schatzgrabens wohl kein erhebliches Interesse mehr haben;

Nicht zu leugnen ist es, daß das Aufsuchen der Gold- und Silberminen für manche sonst verständige Männer einen so zauberhaften Reiz habe, daß sie nicht aufhören können, suchen und graben zu lassen, bis alle Mittel erschöpft und sie und die Ihrigen zu Grunde gerichtet sind. Ich habe aber einen Schiffskapitän gekannt, der die Engländer gar streng zu tadeln pflegte, weil sie den Spaniern ihre Amerikanischen Gold- und Silberminen beneideten. »Was mich betrifft,« sagte er, »so halte ich die Ufer von New-Foundland für eine weit schätzbarere Besitzung, als die Berge von Potosi; und wenn ich dort war, um zu fischen, betrachtete ich jeden gefangenen Schellfisch als eine bestimmte Quantität Silbererz, die ich nur in den nächsten Spanischen Hafen zu bringen brauchte, um sie sogleich, fertig gemünzt, wieder mit nach Hause zu nehmen.« Die Schatzgräberei, in welcher Gestalt sie auch erscheinen möge, das blinde Jagen nach Glücksgütern, das so Manchen schon verleitete, sein kleines, aber einträgliches Geschäft oder Gewerbe zu vernach-

---

mehr vielleicht der allgemeiner gehaltene und deßhalb hier aufgenommene Schluß des Aufsatzes.

lässigen oder ganz aufzugeben, ist unstreitig die größte Thorheit und Tollheit, die man sich denken kann.

Zum Schluß noch ein paar Worte meines Freundes Agricola an seinen Sohn, als er diesem eine gute Landstelle zur eigenen Bewirthschaftung übergab: »Mein Sohn,« sagte er, »ich gebe dir jetzt ein schönes Stück Land, wo ich durch fleißiges Graben eine beträchtliche Quantität Goldes gefunden habe; und so wohl kann dir's auch werden, wenn du mit Sorgsamkeit die Regel beachtest, nie mehr als spatentief zu graben.«

(Die vorstehenden Nummern des Busy body sind die einzigen, von denen man mit Sicherheit weiß, daß sie aus Franklin's Feder sind. Er schrieb sie in seinem drei und zwanzigsten Lebensjahre.)

---

2. Zuruf an junge Leute beim Antritt der Lebensreise.

An Dr. Mather in Boston *).

Passy, den 12. Mai 1784.

Zuletzt sah ich Ihren Vater im Jahr 1724, da ich ihn bei meinem ersten Ausfluge nach Pensylvanien besuchte. Er empfing mich in seiner Bibliothek und zeigte mir beim Abschiede einen kürzern Ausweg durch einen engen Gang, über welchen ein Querbalken lag. Als ich, von ihm begleitet und halb zu ihm hingewandt, mich zurückzog, rief er plötzlich: »Bück' dich, bück' dich!« Ich verstand ihn nicht, bis ich fühlte, daß mein Kopf gegen den Balken stieß. Er war ein Mann, der keine Gelegenheit unbenutzt ließ, Belehrungen zu ertheilen. Diesmal sagte er zu mir: »Du bist jung und hast die Welt noch vor dir, bück' dich, wenn du hindurch gehst, und du wirst manchem harten Schlage entgehen.« Dieser so in meinen Kopf hineingeschlagene Rath ist mir wohl

---

*) Aus Franklin's Privat-Korrespondenz.

zu Statten gekommen, und oft dachte ich daran, wenn ich sah, wie der Stolz gekränkt ward, oder wie Menschen dadurch ins Unglück geriethen, daß sie ihre Nasen zu hoch trugen.

---

3. Ueber frühes Heirathen.

An John Alleyne, Esq. *)

Cravenstreet, den 9. August 1768.

Sie wünschen meine unparteiischen Gedanken über frühe Ehen zu hören, und zwar als Erwiederung auf die unzähligen Einwendungen, die so viele Menschen gegen die Ihrige erhoben haben. Sie erinnern sich wohl, daß ich — damals befragt — nichts einzuwenden hatte gegen Jugend auf beiden Seiten. Nach den mir bekannt gewordenen Ehen möchte ich wirklich glauben, daß die frühen die glücklichsten sind. Der Sinn und die Gewohnheiten der jungen Leute sind noch nicht so steif und unbiegsam, als in spätern

---

*) Aus Franklin's Privat-Korrespondenz.

Jahren; sie fügen sich leichter in einander, und das beseitigt schon manche Veranlassung zum Ueberdruß. Und wenn sie auch weniger Klugheit besitzen, um ein Hauswesen zu führen, so sind doch gewöhnlich Verwandte oder ältere Freunde mit gutem Rath zur Hand, der jenen Mangel reichlich ersetzt. Durch frühes Heirathen wird die Jugend auch eher an ein regelmäßiges, nützliches Leben gewöhnt, und leicht können Zufälle oder Verbindungen, welche Gesundheit oder Ruf, oder Beides vielleicht gefährdet hätten, glücklich dadurch vermieden werden. Einzelne Verhältnisse einzelner Personen mögen es zuweilen rathsam machen, den Eintritt in den Ehestand zu verzögern; allein im Allgemeinen kann man, sobald die Natur den Körper dazu fähig gemacht hat, zu ihren Gunsten annehmen, daß sie keinen Fehler beging, indem sie das Verlangen danach in uns erregte. Und dann ist mit späten Ehen häufig auch noch die Unannehmlichkeit verknüpft, daß die Eltern nicht mit derselben Wahrscheinlichkeit die Erziehung ihrer Sprößlinge vollendet sehen können. »Späte Kinder sind frühe Waisen,« sagt ein Spanisches Sprüchwort; — ein trauriger Gedanke für die, welche sich in der Lage

befinden. Bei uns (in Amerika) fallen die Ehen gewöhnlich in den Vormittag des Lebens, daher sind unsere Kinder erzogen und versorgt, wenn der Mittag kommt, und so bleibt uns, nach vollendetem Tagewerk, ein heitrer, stiller Abend für uns selbst. Durch diese frühen Ehen sind wir überdies mit mehr Kindern gesegnet, und, in Folge der unter uns herrschenden naturgemäßen Sitte, daß jede Mutter ihre Kinder selber säugt und nährt, werden sie auch häufiger groß. Daher die schnelle Zunahme unserer Bevölkerung, — ohne Beispiel in Europa.

Genug, ich freue mich, daß Sie verlobt sind, und wünsche von Herzen Glück dazu. Sie sind jetzt auf dem Wege, ein nützlicher Bürger zu werden, und sind dem Schicksale einer lebenslänglichen Ehelosigkeit entgangen, dem Schicksale so vieler Ihrer Mitbürger, deren Absicht es nicht war, die aber den Wechsel ihrer Lage zu lange aufschoben, und am Ende finden, es sei nun zu spät, weßhalb sie denn ihr ganzes Leben in einem Zustande hinbringen, der den Werth eines Mannes bedeutend vermindert. Ein einzelner Band eines aus mehreren Bänden bestehenden Werkes hat bei weitem nicht den Werth seines Verhält-

nisses zum Ganzen, und — was meinen Sie von der Hälfte einer Scheere? Man kann nicht wohl damit schneiden, höchstens mag das Ding gut sein, einen hölzernen Teller abzuschaben.

Ihrer Braut meinen Gruß und die besten Wünsche. Von dem Rechte des alten Mannes, seinen jüngern Freunden Rath zu ertheilen, werde ich nur wenig Gebrauch machen. Behandeln Sie Ihre Frau stets mit Achtung, dadurch werden auch Sie sich Achtung erwerben, nicht nur bei ihr, sondern bei Allen, die es bemerken. Sprechen Sie nie ein geringschätzendes Wort gegen sie aus, auch nicht im Scherz, denn bei öfterer Wiederholung enden solche Scherze gar leicht mit verdrießlichem Ernst. Sein Sie emsig in Ihren Berufsgeschäften, das führt zu nützlichen Kenntnissen. Sein Sie betriebsam und sparsam, das führt zur Wohlhabenheit. Sein Sie nüchtern und mäßig, das erhält die Gesundheit. Sein Sie überhaupt tugendhaft, das führt zur Glückseligkeit. Wenigstens haben Sie bei solchem Betragen die meiste Aussicht auf solche Folgen. Ich bitte Gott, Ihnen Beiden seinen Segen zu verleihen.

---

4. Ueber Luxus und Mangel an nützlicher Thätigkeit *).

Sie fragen mich, lieber Freund, ob ich nicht ein Mittel wisse »gegen den zunehmenden Luxus meines Vaterlandes, der allen Englischen Reisenden, ohne Ausnahme, so großen Anstoß giebt.« Ich antworte, daß ich die Erzählungen dieser Herren für übertrieben halte, und daß Reisende überhaupt nicht gut beurtheilen können, ob unser Luxus wirklich im Wachsen oder im Abnehmen sei. Meine Landsleute sind gastfrei und setzen wirklich zu viel Werth darauf, den Ueberfluß und die Mannigfaltigkeit unserer Erzeugnisse ihren fremden Gästen auf der Tafel zur Schau zu stellen. Auch sind sie eitel genug, manchmal schönes Tischgeräth von Andern zu leihen, um glänzender serviren zu können. Fremde, die von Haus zu Haus eingeladen werden und jeden Tag ein Gastmahl erleben, bilden sich ein, das, was

*) Aus einem Schreiben an B. Vaughan, Esq., vom Juli 1784.

sie zu sehen bekommen, sei die alltägliche Lebensweise aller Familien, bei denen sie zu Gast waren; während in Wahrheit vielleicht jede dieser Familien eine ganze Woche von den Ueberbleibseln des gegebenen Diners lebt. Ich gestehe es gern, es ist eine Thorheit von meinen Landsleuten, den Englischen Reisenden solchen Anstoß zu geben.

Die erste Hälfte des Sprüchworts: »Narren geben Feste, zum Besten kluger Gäste,« ist dadurch bewahrheitet; ich wollte, daß in diesem Falle die andere Hälfte eben so wahr wäre. Man sollte denken, diese Reisenden könnten wohl andere Fehler finden, die sie uns mit mehr Anstand vorwerfen möchten, als die übertriebene Höflichkeit gegen sie, als Fremde.

Ueber ein Mittel gegen den Luxus habe ich wahrlich noch nicht nachgedacht; ich weiß auch nicht, ob es in einem großen Staate ein wirksames Mittel dawider geben könne, oder ob das Uebel an sich immer so groß sei, als es dargestellt wird. Angenommen, wir verstehen unter Luxus alle unnöthigen Ausgaben, so lassen Sie uns betrachten, ob Gesetze zur Verhinderung solcher Ausgaben in einem großen Lande ausführ-

bar sind, und wenn das, ob das Volk im Allgemeinen glücklicher, oder auch nur reicher dadurch werden würde. Ist nicht die Hoffnung, einst Gegenstände des Luxus erlangen und genießen zu können, ein scharfer Sporn zu Arbeit und Betriebsamkeit? Kann daher Luxus nicht mehr hervorbringen, als er verzehrt, wenn die Menschen, ohne einen solchen Sporn, müßig und träge sein würden, wozu sie doch von Natur geneigt sind? Da erinnere ich mich einer Begebenheit, deren Erzählung hier am rechten Orte scheint. Der Schiffer einer zwischen Cap May und Philadelphia fahrenden Sloop hatte uns mehrere kleine Dienste erwiesen, und wollte dafür keine Bezahlung annehmen. Meine Frau hatte erfahren, daß er eine Tochter habe, und sandte dieser zum Geschenk eine neumodische Haube. Drei Jahre später war dieser Schiffer mit einem seiner Passagiere, einem alten Landmann von Cap May, wieder bei mir, sprach von der Haube, wie seine Tochter darüber erfreut gewesen ꝛc., und fügte dann hinzu: »aber die Haube kam unserer Gemeinde theuer zu stehen.« Wie so? — »Als meine Tochter damit in der Kirche erschien, ward sie dermaßen bewundert,

daß alle Mädchen ohne Weiteres beschlossen, sich auch solche Hauben aus Philadelphia kommen zu lassen, und meine Frau und ich rechneten aus, daß im Ganzen nicht weniger als 600 Thaler dafür ausgegeben wurden.« — »»Sehr wahr,«« sagte der Landmann, »»aber Sie erzählen die Geschichte nicht zu Ende; ich meine, die Haube brachte uns doch noch Vortheil, denn sie war die erste Veranlassung für unsere Mädchen, wollene Handschuhe zu stricken und nach Philadelphia zum Verkauf zu schicken, um sich für den Ertrag Hauben und Bänder von dort zurückbringen zu lassen. Und Sie wissen, daß dieser Betrieb bis jetzt fortdauert und wahrscheinlich noch zunehmen und zu immer größerem Nutzen gereichen wird!«« — Im Ganzen kann ich an diesem kleinen Luxus nichts Arges finden, denn er machte nicht nur die Mädchen glücklicher, durch den Besitz der schönen Hauben, sondern auch die Philadelphier, durch die Versorgung mit warmen Handschuhen.

In unsern Handelsstädten an der Seeküste wird gelegentlich manches Vermögen erworben werden. Einige von den Reichgewordenen werden klug sein, mit gewissen Einschränkungen leben, und was sie gewonnen haben, für ihre

Nachkommen erhalten. Andere werden, aus Lust, ihren Reichthum sehen zu lassen, in den Tag hinein leben und sich zu Grunde richten. Das kann durch Gesetze nicht verhindert werden, und ist auch vielleicht für das Allgemeine nicht immer ein Uebel. Ein Thaler, den ein Narr vergeudet, kommt vielleicht in die Hände eines Klügern, der ihn besser zu gebrauchen weiß; er ist mithin nicht verloren. Ein eitler, einfältiger Mensch baut ein schönes Haus, möblirt es prächtig, lebt darin auf großem Fuß, und in wenigen Jahren ist er arm. Allein die Mauerleute, Zimmerleute, Schmiede und andere ehrliche Handwerker wurden durch ihn in den Stand gesetzt, ihr Hauswesen zu unterhalten und zu verbessern; auch der Landmann erhielt für das, was er in die Küche lieferte, Zahlung und Aufmunterung — und das Vermögen ist jetzt in bessern Händen. In einzelnen Fällen zwar kann manche Art des Luxus, in derselben Weise, wie sie ein Privatübel ist, auch ein allgemeines Uebel werden. Wenn z. B. ein Volk seine Einfuhr von Bordeaux-Wein und Porterbier mit Fleisch und Leinewand bezahlt *),

*) Irland ist vermuthlich gemeint.

während ein großer Theil dieses Volkes von Kartoffeln leben und ohne Hemden gehen muß, — worin unterscheidet sich's da von einem Trunkenbolde, der seine Familie hungern läßt und seine nothwendigsten Kleider verkauft, um Branntewein bekommen zu können? — Ich gestehe es, unser Amerikanischer Handel ist (war 1784) auch ein wenig in dieser Art. Wir vertauschen unsere Lebensmittel gegen Rum und Zucker von den Westindischen Inseln, die wesentlichen Bedürfnisse des Lebens gegen dessen entbehrliche Genüsse. Allein wir haben vollauf und leben gut, obgleich wir bei größerer Mäßigkeit wohl noch reicher sein könnten.

Mit Hülfe der politischen Arithmetik hat man ausgerechnet, daß, wenn jeder Mann und jede Frau jeden Tag vier Stunden mit etwas Nützlichem sich beschäftigte, so würde die Summe dieser Thätigkeit hinreichend sein zur Anfertigung aller erforderlichen Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens; Mangel und Elend würden aus der Welt verbannt werden, und die übrigen zwanzig Stunden des Tages könnte Jeder sich hegen und pflegen. Was ist denn die Ursache so vieles Mangels und Elends? Es ist

die große Zahl derer, welche entweder durch ihre Thätigkeit weder Bedürfnisse, noch Annehmlichkeiten hervorbringen, oder gar nichts thun, sondern nur die von den Arbeitsamen erzeugten Bedürfnisse ꝛc. verbrauchen. Zur Erklärung Folgendes:

Die ersten Elemente des Wohlstandes werden, durch Arbeit, der Erde und den Gewässern abgewonnen. Ich habe Land und baue Korn; damit ernähre ich eine Familie, die nichts thut. Mein Korn wird verzehrt, und am Ende des Jahres bin ich nicht reicher, als ich am Anfang war. Wenn ich dagegen die Glieder meiner Familie nicht bloß nähre, sondern auch beschäftige, — diese mit Spinnen, andere mit Holzhauen und Brettersägen, andere mit Ziegelbrennen ꝛc. ꝛc., so wird der Werth meines Korns, das wir nicht verzehren, mir bleiben, und am Jahresschluß können wir uns Alle besser kleiden und besser wohnen. Und ferner: wenn ich einen Mann ernähre und beschäftige, aber nicht mit Holzhauen ꝛc., sondern dadurch, daß ich mir von ihm etwas vorgeigen lasse, so ist der Theil meines Korns, den er verzehrt, hin, und von seiner Thätigkeit bleibt mir nichts, um den Wohlstand

und die Behaglichkeit meiner Familie zu erhöhen; ich werde daher, dieses Fiedlers wegen, um so ärmer sein, wenn auch der Rest der Familie mehr arbeitet oder weniger verzehrt, um die durch ihn veranlaßte Ausgabe zu decken. — Blicken Sie umher in der Welt und sehen Sie die Millionen, welche nichts thun, oder etwas, das auf nichts hinausläuft, wenn von Lebensbedürfnissen oder Genüssen die Rede ist! Besteht das Ganze des Handels, um den so viele verheerende Kriege geführt werden, in etwas Anderm, als in dem Streben von Millionen nach Ueberfluß? Und ist der Verlust so vieler Menschenleben, durch die beständigen Gefahren auf der See, je im Stande gewesen, dieses Streben zu hemmen? Wie viele Arbeit wird nicht an den Bau und die Ausrüstung großer Schiffe verwandt, um aus China Thee, aus Arabien Kaffee, aus Westindien Zucker und aus Süd- und Nordamerika Taback zu holen! Diese Dinge können nicht Bedürfnisse des Lebens genannt werden, denn unsere Vorfahren lebten, ohne sie, ganz behaglich und zufrieden. — Vielleicht wird die Frage aufgeworfen: »Könnten alle die Menschen, welche jetzt beschäftigt sind, entbehrliche Dinge zu bauen,

zu verfertigen oder zu holen, ihren Unterhalt finden, wenn sie nichts als Bedürfnisse lieferten?« Ich meine: Ja. Die Welt ist groß; ein beträchtlicher Theil derselben noch unangebaut. Viele hundert Millionen Morgen Landes, in Asien, Afrika und Amerika, sind noch Waldungen, und selbst in Europa sind große Strecken unkultivirt. Hundert Morgen Waldland sind hinreichend, einen Landwirth zu ernähren, und hundert tausend Menschen, deren jeder seine hundert Aecker rodete (anstatt, wie es jetzt in Frankreich der Fall ist, Haare zu frisiren), würden an einer Stelle kaum so viel lichten, daß der Fleck groß genug wäre, um vom Monde aus (ausgenommen etwa durch Herschel's Teleskop) gesehen zu werden; — so groß sind noch die wüsten Strecken auf der Erde!

Einen Trost gewährt indeß die Bemerkung, daß im Ganzen die Masse der Betriebsamkeit und Klugheit unter den Menschen die Masse der Trägheit und Thorheit überwiegt. Daher der beständige Zuwachs guter Gebäude und kultivirter Ländereien, und die volkreichen, blühenden Städte in ganz Europa, die wenige Menschenalter früher nur am Mittelländischen Meere zu finden waren.

Und das trotz den stets wüthenden, tollen Kriegen, durch welche oft in einem Tage die Werke vieler Jahre des Friedens zerstört werden. Deßhalb dürfen wir hoffen, daß der Luxus einiger wenigen Kaufleute an der Küste nicht der Ruin von Amerika sein werde.

Noch eins — und dann schließe ich diesen langen Brief. Fast alle Theile unseres Leibes erfordern irgend eine Ausgabe. Die Füße wollen Schuhe, die Beine Strümpfe, der übrige Körper verschiedene Kleidungsstücke, und der Bauch eine hübsche Portion Lebensmittel. Unsere Augen, so unschätzbar ihr Nutzen auch ist, verlangen, vernünftiger Weise, doch nur die wohlfeile Hülfe der Brillen, was unsere Finanzen nicht stark belästigen könnte. Aber die Augen anderer Leute sind's, die uns zu Grunde richten. Wenn Alle außer mir blind wären, so brauchte ich weder schöne Kleider, noch schöne Möbeln, noch schöne Häuser. Adieu! *)

---

*) Vergl. weiter unten: Launige Briefe, Nro. 2, an Mistreß Bache.

5. Guter Rath für Mancherlei.

a. Für Schriftsteller.

An Dr. Ingenhouß.

Passy, im Juni 1782.

Es sollte mir leid sein, wenn ein Mißverständniß zwischen Ihnen und Dr. *** sich entspänne, was auch unter Freunden bei gegenseitiger Indiskretion sehr leicht möglich und nur zu oft wirklich der Fall ist. Wenn Dinge solcher Art zu öffentlichem Wortwechsel führen, so ergötzen sich die Unwissenden auf Kosten der Gelehrten. Daher hoffe ich, Sie werden in der beabsichtigten Ausgabe das polemische Stück weglassen, und von dem unziemlichen Betragen Ihres Freundes öffentlich keine Notiz nehmen; sondern ruhig mit ihren vortrefflichen Experimenten fortfahren, Thatsachen liefern, die Wissenschaft fördern und der Menschheit Gutes thun. Der Ruhm wird folgen und die kleinen Beleidigungen mitarbeitender Zeitgenossen werden vergessen. Mein Beispiel kann Ihnen Muth geben, sonst

würde ich so nicht davon sprechen. Sie wissen, als meine Papiere zuerst herauskamen, wurden sie in einem Literaturblatte, von dem damals hoch berühmten Abbé Nollet, scharf angegriffen. Man erwartete eine Antwort von mir, allein ich schrieb keine, weder auf diese, noch auf andere Schriften der Art. Jetzt sind sie alle vergessen, und die Wahrheit hat den Sieg davon getragen. Glauben Sie mir, man kann seine Zeit stets besser anwenden, als mit Polemisiren.

b. Für weniger geübte Leserinnen.

An Mistreß Stevenson.

London, im Mai 1760.

Hier sende ich Ihnen, mein gutes Mädchen, die versprochenen Bücher. Ich möchte Ihnen den Rath geben, mit der Feder in der Hand zu lesen, und Alles, was Ihnen wissenswerth oder nützlich scheint, kurz zusammengefaßt in ein kleines Schreibbuch einzutragen. Das ist der beste Weg, solche Dinge dem Gedächtniß einzuprägen, wo sie dann stets zur Hand sein werden, um entweder, wenn es Gegenstände des Nutzens sind, gelegentlich angewandt zu werden, oder, wenn

sie mehr der Neugier angehören, wenigstens die Unterhaltung zu zieren und zu verbessern. Und da Ihnen manche der wissenschaftlichen Ausdrücke bei Ihrer gewöhnlichen Lektüre nicht vorgekommen und daher nicht bekannt sein werden, so rathe ich Ihnen ferner, ein Wörterbuch bei der Hand zu haben, um sogleich nachzuschlagen, wenn ein Wort vorkommt, dessen genauer Sinn Ihnen nicht ganz klar ist. Das wird Ihnen vielleicht anfangs mühsam und unterbrechend scheinen; allein es ist eine Mühe, die sich täglich mehr vermindern wird, indem Sie täglich weniger des Wörterbuchs bedürfen werden; und mittlerweile wird das Lesen Sie im Grunde doch mehr befriedigen, weil Sie den Verfasser besser verstehen.

c. Für junge Kaufleute.

Beilage zu einem Briefe an Dr. Priestley, vom Februar 1780.

Wenn mein Rath darüber verlangt wird (ob A. seine Association mit B. brechen solle), so sage ich, er soll, troz allen gegenwärtigen Unannehmlichkeiten, bis zum einmal bestimmten Termin ausdauern. Dann wird die Verbindung

einen natürlichen Tod sterben, und eben daher erwartet man dann auch keine besondern Gründe für die Trennung, mithin werden auch die, welche man angiebt, nicht beleidigen; die Freundschaft kann dabei bestehen und auf andere Art wieder gegenseitigen Nutzen bringen, und überdies wird die noch auszuharrende Zeit täglich kürzer und inzwischen vortheilhaft angewandt. Jedes Lebensverhältniß hat seine Unannehmlichkeiten; fühlen können wir aber nur die, welche mit unserer gegenwärtigen Lage verbunden sind, während wir die, mit einer anderen verknüpften, weder empfinden noch vorhersehen können. Daher die häufigen und beschwerlichen Veränderungen, durch welche nichts gewonnen und oft verloren wird.

d. Für diejenigen, welche nach Nordamerika auswandern wollen.

An den Grafen von Buchan.

Passy, im März 1783.

Die einzigen Vortheile, die wir den Fremden als Ermunterung anbieten können, sich bei uns in Amerika niederzulassen, sind: gutes Klima, fruchtbarer Boden, gesunde Luft, frisches Wasser,

Ueberfluß an Lebensmitteln und Feuerung, reichliche Bezahlung der Arbeit, freundliche Nachbarn, gute Gesetze, Freiheit und ein herzliches Willkommen. Das Uebrige hängt ab von eines Jeden Betriebsamkeit und Rechtschaffenheit. Die Ländereien sind wohlfeil, allein sie müssen gekauft werden. Alle Ansiedlungen werden auf Privatkosten unternommen; der Staat gewährt nichts als Schutz und Gerechtigkeit. Ich glaube jedoch nicht, daß man mit Wahrscheinlichkeit auf viele Auswanderungen aus einem Lande rechnen kann, das, wie das Ihrige (Schottland), durch den neulichen Krieg sehr menschenleer geworden sein muß; doch davon können Sie am besten selbst urtheilen, — und ich habe lange bemerkt, daß die Nüchternheit, Mäßigkeit, Betriebsamkeit und Ehrlichkeit Ihrer Landsleute selten in Amerika ohne Erfolg bleibt und ihnen gewöhnlich ein gutes Fortkommen unter uns verschafft.

Folgendes ward, als ein besonderer Aufsatz, ein Jahr später (1784) in London gedruckt; doch war es, wie er an B. Vaughan schreibt, nicht seine Absicht, daß es unter seinem Namen publicirt werde.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der Nord-

amerika genau kennt, hat von vielen Europäern, theils mündlich, theils brieflich, den Wunsch vernommen, auszuwandern, um sich dort niederzulassen. Die meisten dieser Menschen hatten sich jedoch von dem, was sie dort erlangen könnten, aus Unkunde, ganz irrige Begriffe und Erwartungen gebildet. Er glaubt daher, daß ein klarer, und insbesondere ein treuerer Bericht von diesem Lande, als die bisher bekannt gewordenen, von Nutzen sein könne, um Personen, die sich für die Verhältnisse der neuen Welt nicht eignen, ein unangenehmes, kostspieliges nnd zweckloses Ausziehen und Umherreisen zu ersparen. Er hat bemerkt, daß Viele sich vorstellen, die Bewohner Nordamerika's seien nicht nur reich genug, sondern auch geneigt, alle Arten des Kunstfleißes zu belohnen, und zugleich in allen Wissenschaften noch weit zurück; so, daß alle, mit Talenten, Kenntnissen und Fähigkeiten ausgestatteten, Fremden dort hoch geschätzt, und so gut bezahlt werden müßten, daß sie in kurzer Zeit selbst reich werden könnten; — ferner seien einträgliche Aemter in großer Anzahl unbesetzt, weil es unter den Eingebornen an tauglichen Geschäftsmännern zu diesem Behufe fehle, und

Fremde von gutem Herkommen ständen um so höher in Achtung, da es nur wenige Personen von Familie dort gebe; diese könnten also leicht die besten Aemter erhalten und so ihr Glück machen; die Regierung endlich wünsche die Ansiedlung von Europäern zu befördern, und bezahle deßhalb nicht nur die Kosten der Reise, sondern lasse auch unter die Fremden unentgeltlich Land vertheilen, mit Negersklaven, zur Verrichtung der schweren Arbeit, mit den zum Anbau erforderlichen Geräthschaften und dem nöthigen Viehstande.

Das sind lauter wilde Phantasien, und wer mit darauf gegründeten Hoffnungen nach Amerika geht, wird sich in Allem getäuscht finden *).

Die Wahrheit ist, daß in jenem Lande Wenige so elend sind, als die Armen in Europa; aber auch sehr Wenige, die man in Europa reich nennen würde; im Allgemeinen ist eine

---

*) Für manchen Leser dürfte die Bemerkung vielleicht nicht überflüssig sein, daß sich Vieles gar sehr veränderte, seit Franklin diesen Aufsatz schrieb. Allein wenn auch das Meiste auf Nordamerika nicht mehr paßt, so ist doch die Anwendung auf die Auswanderungssucht im Allgemeinen so leicht, daß der Aufsatz wohl aufgenommen zu werden verdiente.

glückliche Mittelstufe zwischen reich und arm vorherrschend. Es giebt wenig große Grundbesitzer und wenig Pächter; die Meisten bauen entweder ihr eigenes Feld, oder treiben ein Handwerk oder Handelsgeschäfte, und sehr Wenige nur sind reich genug, um müßig von ihren Zinsen zu leben und hohe Preise für Kunstwerke zu bezahlen, die mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen dienen. Wissenschaften, besonders die mathematischen, werden hoch geschätzt, aber nicht so selten angetroffen, als man sich vorstellt, da bereits neun größere und viele kleinere Akademien bestehen, die mit gelehrten Professoren wohl versehen sind. Wenn daher die Fremden auch eben sowohl Anspruch auf solche Stellen haben, als die Eingebornen, so täuschen sie sich doch sehr, wenn sie überall Vacanzen zu finden wähnen. Was aber die bürgerlichen Aemter betrifft, so giebt es deren nur wenige einträgliche, und gar keine entbehrliche, wie in Europa. In mehreren Staaten erheischen die Gesetze sogar, kein Amt so einträglich werden zu lassen, daß man befürchten könne, es werde sich Jemand, der Einkünfte halber, darum bemühen. Es wäre mithin eine große Thorheit, wenn Jemand, der in seinem Vaterlande sein

Auskommen hat, auswandern wollte, um in Amerika einen einträglichen Civildienst zu bekommen. Noch weniger kann man Jemanden rathen, dahin zu ziehen, der keine andere Eigenschaft zu seiner Empfehlung hat, als seine Geburt. In Europa hat diese allerdings ihren Werth; die Waare kann aber keinen schlechteren Markt finden, als Amerika, wo, in Bezug auf einen Ankömmling, nie gefragt wird: was ist er? sondern nur: was kann er *)? Wer eine nützliche Geschicklichkeit besitzt, ist willkommen; wer dabei thätig ist und sich gut aufführt, wird von Allen, die ihn kennen lernen, geachtet werden. Ein Mann von Stande aber, der bloß dieses Standes wegen auf Kosten des Staats einen Gehalt beziehen will, wird nur Geringschätzung oder Verachtung finden. Der Landmann steht dort in Ehren und eben so der Handwerker, weil sie nützliche Beschäftigungen treiben. Wie das Volk in dieser Hinsicht denkt, bezeichnet folgendes Sprüchwort: »Gott, der Allmächtige, ist selbst

*) Vor wenigen Jahren sind noch Adlige aus Teutschland nach Nordamerika gezogen, die den Franklin nicht gelesen hatten, und bald wieder nach Europa zurückkehrten.

ein Handwerker, und zwar der größte in der Welt, und wird mehr bewundert und verehrt, wegen der Mannigfaltigkeit, Eigenthümlichkeit und Anwendbarkeit seiner Arbeiten, als wegen des hohen Alters seiner Familie.« Auch wird die nachstehende Bemerkung eines Negers gerne gehört und oft erzählt: »Boccarorra (darunter versteht der Neger die Weißen) macht den schwarzen Mann arbeiten, macht den Pferd arbeiten, macht den Ochs arbeiten, macht Alles arbeiten; nur den Schwein nich. Er, der Schwein, nicks thun, essen, trinken, herum spasiren, schlafen gehn, wie gefällig; er leben, wie feine Herr.« Bei solchen Ansichten würde ein Amerikaner dem Genealogen, der ihm beweisen könnte, seine Vorfahren seien seit zehn Generationen Bauern, Schmiede, Zimmerleute, Weber oder Schuster 2c., also nützliche Glieder der Gesellschaft gewesen, weit dankbarer sein, als wenn er nur darthun könnte, daß sie vornehme Herren gewesen seien, die nichts von wahrem Werthe geleistet, sondern als bloße fruges consumere nati (zum Verzehren Geborne) müßig von Anderer Arbeit gelebt und so auch gar nichts genützt hätten, bis, nach ihrem Tode, die Güter — gleich dem hoch-

wohlgebornen Schweine des Negers — zerstückelt wurden.

Gute Gesetze und Freiheit — das ist im Grunde Alles, was Fremde zur Ansiedlung auffordern kann. Willkommen sind sie, weil für Alle Platz da ist, weßhalb also die alten Einwohner nicht eifersüchtig werden; auch werden sie durch die Gesetze hinlänglich geschützt, so daß sie der Gunst großer Herren gar nicht bedürfen, und daß Jeder in Sicherheit genießen kann, was er durch Betriebsamkeit verdient. Bringt aber Jemand kein Vermögen mit, so muß er thätig und fleißig sein, um zu leben; ein zweijähriger Aufenthalt giebt ihm alle Rechte eines Bürgers; aber die Regierung, was auch sonst etwa geschehen sein möge, bezahlt jetzt kein Handgeld und keine Ueberfahrt mehr, und giebt den Ankömmlingen weder Land, noch Geräthe, weder Sklaven, noch Vieh. Kurz, Amerika ist das Land der Arbeit, und wahrlich kein Schlaraffenland, wo die Straßen mit Semmeln gepflastert und die Häuser mit Pfannkuchen gedeckt sind, und die Vögel gebraten umherfliegen und schreien: kommt, eßt mich!

Von welcher Art müssen die Menschen denn

sein, wenn ihnen eine Auswanderung wirklich Vortheil bringen soll? Und welche Vortheile sind es, die sie vernünftigerweise erwarten können?

Land ist wohlfeil und fruchtbar. Junge, kräftige, arbeitsame Leute, welche die Landwirthschaft verstehen, können daher wohl wagen, sich dort niederzulassen. Ein kleines Ersparniß von dem hohen Taglohn, den sie von Anderen für ihre Arbeit erhalten können, setzt sie in den Stand, sich Land zu kaufen und ihre Anpflanzung zu beginnen, wobei sie von den Nachbaren gutwillig unterstützt werden. Auf diese Weise sind viele arme Leute aus England, Irland, Schottland und Teutschland in wenigen Jahren wohlhabende Landleute geworden, die in ihrem Vaterlande, wo alles Land besetzt und der Taglohn niedrig ist, nie im Stande gewesen wären, aus der niedrigen Lage, in welcher sie geboren wurden, sich zu erheben. Die große Zunahme der Bevölkerung in Amerika veranlaßt eine beständige Nachfrage nach solchen Handwerkern, die entweder zum Hausbau erforderlich sind, oder Hausgeräthe gröberer Art, welche die Fracht aus Europa nicht wohl tragen können, zu verfertigen wissen; daher werden leidlich gute Arbeiter in ei-

nem dieser Zweige (Mauer- und Zimmerleute, Tischler, Schmiede rc.) leicht Beschäftigung finden, und wenn sie auch anfangs als Gesellen oder Tagelöhner dienen müssen, doch, falls sie nüchtern, fleißig und sparsam sind, bald so viel verdient haben, daß sie sich selbst etabliren und als achtbare Bürger ihre Familien ernähren können; wobei noch zu bemerken ist, daß in dieser Hinsicht für den Fremden gar keine Art von Beschränkung Statt findet, indem jeder die Freiheit hat, auch ohne Erlaubniß einzuholen, jedes beliebige Geschäft zu treiben, das er erlernt hat.

In den alten, längst kultivirten Ländern Europa's sind alle Zweige des Erwerbs so überfüllt, daß es unbemittelten Familien schwer wird, ihre Kinder so unterzubringen, daß sie ihren Unterhalt selbst verdienen, oder auch nur das dazu Erforderliche lernen können. Die Handwerker nehmen die Knaben nur gegen Lehr- und Kostgeld oder sonst hindernde Bedingungen in die Lehre, und die Kinder armer Leute wachsen gewöhnlich heran, ohne eine nützliche Geschicklichkeit zu erlernen, weßhalb sie dann genöthigt sind, ihr Brod als Soldaten, als Knechte, oder gar als Diebe zu suchen. In Amerika dagegen, wo, der

schnell wachsenden Bevölkerung wegen, keiner einen Nebenbuhler in seinem Geschäfte zu fürchten braucht, nimmt jeder Handwerker gern Lehrlinge auf, weil er, nach den ersten Lehrjahren, darauf rechnen kann, daß ihm ein bedeutender Vortheil aus ihrer Arbeit erwachsen werde. Daher wird es auch den ärmsten Eltern leicht, ihre Kinder etwas lernen zu lassen; ja, die Lehrlinge sind oft so gesucht, daß die Eltern noch Geld dazu erhalten, wenn sie die Bedingung eingehen wollen, daß die Knaben vom zehnten oder funfzehnten bis zum ein und zwanzigsten Jahre bei dem Meister bleiben sollen. Auf diese Weise haben manche arme Leute aus Europa bei ihrer Ankunft so viel Geld zusammen gebracht, daß sie im Stande waren, sich anzukaufen und ihre übrige Familie durch Ackerbau zu ernähren. Solche Kontrakte werden nach Vernunft und Gerechtigkeit vor einer Magistratsperson abgeschlossen, welche, im Interesse des Staats, um nämlich die Lehrlinge zu nützlichen Bürgern heranbilden zu lassen, darauf hält, daß der Meister sich förmlich verpflichtet, den Lehrling nicht nur während der festgesetzten Lehrjahre mit Essen und Trinken, Kleidung, Wäsche und Wohnung, und nach Ab-

lauf der Zeit mit einem vollständigen neuen Anzuge zu versehen, sondern auch im Lesen, Schreiben, Rechnen und außerdem in irgend einem Handwerke so gut unterrichten zu lassen, daß er künftig im Stande ist, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen und auch seinerseits eine Familie heranzuziehen. Jeder Kontrakt der Art wird bei der Obrigkeit deponirt, und abschriftlich dem Lehrling oder dessen Verwandten mitgetheilt, damit diese sich beschweren können, falls der Meister seine Verbindlichkeiten nicht genau erfüllen sollte. Auch finden sich oft Handwerker, die, um recht viele Hände zu ihrem Vortheil beschäftigen zu können, gern die Kosten der Ueberfahrt aus Europa für junge Leute beiderlei Geschlechts bezahlen, wenn diese sich verpflichten wollen, zwei, drei oder vier Jahre im Dienste zu bleiben, je nachdem sie mehr oder weniger Geschicklichkeit besitzen. Wer noch gar nichts gelernt hat, verpflichtet sich auf längere Zeit, um doch jedenfalls, wenn auch mit größerer Anstrengung, ein nützliches Handwerk zu erlernen, was ihm bei seiner Armuth in der Heimath nicht möglich gewesen wäre. Wenn daher Familienväter in Europa viele Kinder und ein geringes disponibles Ver-

mögen haben, so bietet Amerika ihnen mehr als eine Aussicht, diesen Kindern, oder einigen derselben, ein gutes Fortkommen zu verschaffen. Sie können sie entweder auf die eben erwähnte Weise in die Lehre geben und ein Handwerk lernen lassen, wodurch ihnen Fortkommen und Achtung gesichert wird; oder sie können für ihr Kapital wohlfeile Ländereien kaufen, deren Werth mit dem Zuwachs der Bevölkerung täglich steigt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat an der damaligen Grenze von Pensylvanien große Landstriche gekannt, die für sechzig Thaler per hundert Acker *) gekauft, und zwanzig Jahre später, als die Ansiedlungen sich weit über die alte Grenze ausgedehnt hatten, für achtzehn Thaler per Acker, also mit drei tausend Procent Gewinn, verkauft wurden, ohne daß dieses Land durch Kultur irgend eine Verbesserung erhalten hatte.

Zu warnen ist dagegen vor dem, seit mehreren Jahren verbreiteten, Wahn, daß der Kon-

*) Ein solcher Acker hält 38,703 Pariser Quadratfuß, ist also so viel, als 2 4/10 rheinländische oder 1 3/10 würtembergische Morgen. Doch sind so wohlfeile Waldländer jetzt freilich schon sehr weit im Innern von Nordamerika zu suchen.

greß der Vereinigten Staaten, nach dem Beispiel mehrerer Fürsten in Europa, sehr geneigt sei, Fremde, die in besondern Fächern des Manufaktur- und Fabrikwesens sehr bewandert zu sein vorgeben, nicht nur durch Vorschüsse und anderweitige Unterstützung, sondern auch durch mehrjährige Privilegien zu begünstigen. Wer sich die Mühe geben will, die Verfassungs-Urkunde der Vereinigten Staaten zu lesen, wird finden, daß der Kongreß dazu gar kein Recht habe. Nur die Regierungen einzelner Staaten dürfen dergleichen Vergünstigungen gewähren, was jedoch nur selten und immer zum Nachtheil der Unternehmer geschehen ist. Für eigentliches Fabrikwesen ist in Amerika die Arbeit viel zu theuer, und überdies sind die Leute nicht zusammen zu halten, weil Jeder so bald als möglich eine unabhängige Existenz zu erlangen sucht, was bei der Wohlfeilheit der Ländereien nicht schwer hält. Einige Unternehmungen der Art sind zwar geglückt, das waren aber Fabriken, die wenig Hände erfordern, indem die Arbeit meistens durch Maschinen verrichtet wird *). Dinge von großem

*) Die großen Fortschritte der neuesten Zeit im Maschinenwesen sind eben daher für Amerika von nicht

Umfang und verhältnißmäßig geringem Werthe können wohlfeiler im Lande verfertigt, als vom Auslande eingeführt werden, weil sie die Unkosten der Fracht nicht tragen können, und die Verfertigung solcher Dinge wird überall, wo Frage danach ist, vortheilhaft sein. Wolle und Flachs wird in Amerika in ziemlicher Menge gewonnen und verarbeitet, aber nur durch häusliche Beschäftigung zum Nutzen und Gebrauch der einzelnen Familien. Die Anlegung von Wollen- und Leinen-Webereien im Großen ist wiederholt versucht worden, aber nie geglückt, weil gleich gute Waare wohlfeiler vom Auslande zu beziehen war. Und wenn die Regierungen um Unterstützung und Begünstigung solcher Unternehmungen gebeten wurden, haben sie jede Einmischung beharrlich verweigert, nach dem Grundsatze: wenn ein Land für das Fabrik- und Manufakturwesen reif ist, wird dieses auch von Privatpersonen mit Vortheil betrieben werden, und wenn nicht, so ist es Thorheit, den Gang der

---

zu berechnendem Vortheile, weil dadurch Fabriken aller Art gedeihen können, ohne die Arbeiter, durch Entziehung der bisherigen Beschäftigung, brodlos zu machen.

Natur zwingen zu wollen. Große Fabriken erfordern viele Arme, die für geringen Taglohn arbeiten müssen, um zu leben. An solchen Armen fehlt es in Europa nicht; in Amerika aber wird man sie erst dann finden, wenn alles Land bewohnt und bebaut ist, und es den übrigen Menschen, die kein Land mehr bekommen können, an Beschäftigung fehlt. Seidenmanufakturen passen sich, ihrer Natur nach, für Frankreich, wie Wollenmanufakturen für England. Wenn aber England auch Seiden- und Frankreich auch Wollenmanufakturen anlegen will, so müssen Beide auf eine unnatürliche Weise durch Prohibitivgesetze erhalten werden, indem die Einfuhr der Fabrikate gegenseitig durch höhere Zölle erschwert und die Fabrikanten dadurch in den Stand gesetzt werden, von den einheimischen Konsumenten höhere Preise zu erzwingen, während der höhere Lohn die Arbeiter weder glücklicher, noch reicher macht, da sie verhältnißmäßig mehr zu trinken und weniger zu arbeiten pflegen. Deßhalb thut die Regierung zur Beförderung solcher Unternehmungen nichts, woraus den Bewohnern im Allgemeinen der Vortheil erwächst, daß sie weder von den Kaufleuten, noch von den Fabri-

kanten und Arbeitern übervortheilt werden *). Wenn Jene auf ausländische Schuhe zu viel verdienen wollen, so läßt man sich Schuhe machen, und wenn der Schuhmacher zu viel verlangt, so kauft man seinen Bedarf vom Kaufmann, so daß sich Beide fortwährend und gegenseitig in Schach halten. Im Ganzen aber kann der Schuster, so wie jeder andere Handwerker, in Amerika weit mehr durch seine Arbeit verdienen, als in Europa, da er seinen Preis um fast den ganzen Betrag der Fracht, der Assekuranz und aller übrigen Unkosten erhöhen kann, die der Kaufmann nothwendig berechnen muß. Daher können geschickte Handwerker gutes Muths nach Amerika wandern; sie werden dort besser leben und leichter für ihr Alter oder für die Kinder etwas erübrigen können, als in Europa.

Die fast allgemeine Wohlhabenheit der Amerikaner und die verhältnißmäßige Seltenheit großes Reichthums und großer Armuth zwingt fast jeden Einzelnen, zu seinem Unterhalt irgend ein Gewerbe oder Geschäft zu treiben, und trägt dadurch zur Verhütung derjenigen Laster, die aus

*) Vergl. Bd. III, Nro. 13: Ueber Ausfuhrverbote.

Müßiggang zu entspringen pflegen, nicht wenig bei. Die Jugend sieht daher weniger schlechte Beispiele — ein tröstlicher Gedanke für Eltern; und mit derselben Wahrheit kann man noch hinzufügen, daß wahre Religiosität, in welcher Form sie auch erscheine, nicht nur geduldet, sondern auch geachtet und geübt wird. Ein frommer Mann kann in Amerika sehr alt werden, ohne sich in seiner Frömmigkeit jemals durch Berührungen mit Atheisten oder Ungläubigen verletzt zu fühlen *). Und durch den außerordentlichen Segen, den Gottes Gnade dem ganzen Lande in so reichem Maße zu Theil werden ließ, scheint der Höchste selbst seine Billigung des Geistes der Duldung und Liebe, der die verschiedenen Sekten in allen gegenseitigen Berührungen und Verhältnissen beseelt, bezeugen zu wollen **).

e. Für diejenigen, die eine Seereise zu unternehmen denken ***).

Bist du Willens, eine lange Reise anzutre-

*) Diese letzten Bemerkungen wurden vielleicht mit besonderer Rücksicht auf Pensylvanien geschrieben.

**) Vergl. die letzte Nummer dieses Bandes: Ueber den Zustand von Amerika.

***) Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.

ten, so kannst du nichts Besseres thun, als deine Absicht bis zum Augenblick der Abreise geheim zu halten, sonst werden Freunde und Bekannte dich unaufhörlich mit ihren Besuchen plagen und stören, und dir nicht nur viel schätzbare Zeit rauben, sondern dich auch tausend Dinge vergessen machen, die du gern noch besorgt hättest. Wenn du dich dann eingeschifft hast, und ein günstiger Wind die Segel schwellt, werden dir, zu deinem Verdrusse, Geschäfte einfallen, die nicht abgemacht, Rechnungen, die nicht bezahlt und vielerlei Dinge, die nicht angeschafft oder nicht eingepackt worden sind, und die du täglich vermissen wirst. Besser wäre es, wenn man diese lästige Sitte abschaffte, den Reisenden erst ruhig seine Vorkehrungen treffen ließe, und dann, wenn Alles besorgt ist, ein paar Tage dazu bestimmte, von den Freunden Abschied zu nehmen und sich eine glückliche Reise und Rückkehr wünschen zu lassen.

Nicht immer steht es in deiner Macht, dir selbst einen Schiffskapitän zu wählen, obgleich das Glück und die Annehmlichkeit der Reise großen Theils von dieser Wahl abhängt, und obgleich du gezwungen bist, eine Zeitlang auf seine

Gesellschaft beschränkt zu sein und gewissermaßen unter seinem Befehle zu stehen. Ist er ein geselliger, verständiger, artiger und heiterer Mann, so wirst du dich um so wohler befinden. Zuweilen trifft man wohl Leute dieser Art, aber nicht immer; wenn aber auch dein Schicksal dir nicht so wohl will, und dein Kapitän nur ein guter Seemann ist, achtsam, sorgfältig und thätig bei der Führung seines Schiffes, so mußt du dich in das Uebrige finden, denn das sind die wesentlichen Eigenschaften.

Wenn du auch, zufolge der Uebereinkunft mit ihm, das unbestreitbarste Recht auf die Lebensmittel hast, die er zum Bedarf der Passagiere an Bord genommen, so ist es doch immer zweckmäßig, einen Privatvorrath mitzunehmen, von dem du gelegentlich nach Belieben Gebrauch machen kannst. Vor allen Dingen sorge für gutes Wasser, da das Schiffswasser oft schlecht ist, und thue es in Flaschen, weil es sonst bald verdirbt. Dann versehe dich mit gutem Thee, gemahlenen Kaffee, Chokolade, Wein von der Sorte, die dir am besten bekommt, mit Cyder, Rosinen, Mandeln, Zucker, Syrup, Citronen, Rum, in Oel getunkten Eiern, Bouillonkuchen und Zwie-

back. Nimmst du Hühner mit, so mußt du selbst für Futter sorgen, denn auf den Schiffen werden sie gewöhnlich vernachlässigt, und bekommen namentlich nicht genug zu trinken. Zweckmäßiger ist es, Schaafe und Schweine mitzunehmen. Sollte der Kapitän so wohl versehen sein, daß du deinen eigenen Vorrath nicht gebrauchst, so laß dich's nicht verdrießen; vielleicht sind andere, ärmere Passagiere an Bord, denen die schwere Matrosenkost nicht bekommt, und denen du durch Mittheilung von dem Deinigen eine wahre Wohlthat erweisen kannst, zumal wenn Kranke, Frauen oder Kinder unter ihnen sind.

Die Küche wird auf dem Schiffe gewöhnlich von allen Dingen am schlechtesten besorgt. Wenn der Koch gar zu ungeschickt und schmutzig ist, so wird es dir zu Statten kommen, wenn du einen kleinen Kessel mit einer Spiritus-Lampe zum Kochen und einen kleinen Blech-Ofen zum Braten mitgenommen hast. Bist du ein Freund von gesalzenem Fleisch oder Fisch, oder hast du vielleicht kein frisches mehr, so merke dir, daß nichts den dadurch entstehenden Durst so gut löscht, als Cyder. Weit besser und eben so haltbar als der

gewöhnliche Schiffszwieback ist gutes Weißbrod, das in Scheiben zerschnitten und dann noch einmal gebacken worden ist. Wenn die Erbsen, ein gewöhnliches Nahrungsmittel auf Seereisen, sich nicht gut zerkochen lassen, so lege nur eine zweipfündige Kugel in den Kessel, und du wirst sehen, daß diese, beim Hin- und Herschwanken des Schiffes, die härtesten Erbsen in einen feinen Brei zerarbeitet.

f. Für junge Geschäftsleute *).

An meinen Freund A. B.

Deinem Wunsche entsprechend, schreibe ich die folgenden Bemerkungen nieder, die mir von großem Nutzen gewesen sind, und es dir auch sein werden, wenn du sie beherzigen willst. Merke dir daher folgende Sätze:

Zeit ist Geld. Wer zwölf Groschen täglich durch seine Arbeit verdienen kann, aber lieber die Hälfte des Tages umherschlendert oder müßig sitzt, darf den einen Groschen, den er vielleicht während des Nichtsthuns verzehrt, nicht als die einzige Ausgabe in Rechnung bringen,

*) Aus dem schriftlichen Nachlaß.

denn er hat in der That noch sechs Groschen außerdem ausgegeben oder vielmehr weggeworfen, die er hätte erübrigen können.

Kredit ist Geld. Wenn du dein Geld, nachdem es fällig ist, noch in meinen Händen lässest, so schenkst du mir die Zinsen, oder dasjenige, was ich während der Zeit mit dem Gelde verdienen kann. Wenn du also guten, ausgebreiteten Kredit hast und denselben wohl zu benutzen weißt, so kannst du dir einen bedeutenden Gewinn dadurch verschaffen.

Die Natur des Geldes ist schaffend und fruchtbar. Geld kann Geld zeugen, und das erzeugte kann gleich mehr zeugen und so fort. Aus fünf Thalern werden durch Umsatz sechs, durch nochmaligen Umsatz sieben und ein Viertel, und so fort bis zu tausend Thalern. Je mehr vorhanden ist, desto mehr wird durch jeden Umsatz erzeugt, so daß die Summe stets schneller und schneller zunimmt. Wer eine trächtige Sau schlachtet, vernichtet ihre ganze Nachkommenschaft bis in die tausendste Generation. Wer einen Gulden todtschlägt, vernichtet Alles, was dieser erzeugen konnte, selbst Hunderte von Thalern.

Funfzehn Thaler jährlich ist nur ein Groschen täglich. Und diese kleine Summe, die man, an Zeit und unnützen Ausgaben, so leicht und unvermerkt von Tag zu Tag verlieren kann, ist hinreichend, dir, auf deine eigene Bürgschaft, den fortwährenden Besitz und Gebrauch von drei hundert Thalern zu sichern. Und mit einem solchen Kapital kann ein betriebsamer Mann durch raschen Umsatz in Kurzem viel verdienen.

Ein guter Zahler ist Herr über des Anderen Beutel. Wer sich den Ruf erworben hat, pünktlich und genau an den bestimmten Terminen zu zahlen, kann zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit über alles Geld disponiren, das seine Freunde entbehren können; was ihm oft von großem Nutzen sein kann. Nächst Betriebsamkeit und Sparsamkeit ist keine Eigenschaft für das Fortkommen eines jungen Mannes so förderlich, als Pünktlichkeit und Ehrlichkeit in allen seinen Geschäften. Behalte daher geborgtes Geld nie eine Stunde länger, als bis zum versprochenen Zahlungstermin, damit nicht eine zufällige Verlegenheit deines Freundes Börse auf immer für dich verschließe.

Beachte auch den kleinsten Umstand, der deinem Kredit schaden könnte. Der Schall deines Hammers, den dein Gläubiger um fünf Uhr Morgens oder neun Uhr Abends vernimmt, kann ihn vielleicht bewegen, sich sechs Monate länger zu gedulden. Sieht er dich aber am Billard, hört er deine Stimme in der Schenke, da du noch an der Arbeit sein solltest, so wird er am nächsten Morgen sein Geld verlangen.

Hüte dich, Alles, was du besitzest, als dein Eigenthum zu betrachten, und danach den Zuschnitt deines Lebens zu machen. Das ist ein Fehler, in den man leicht verfällt, wenn man Kredit hat. Um ihn zu vermeiden, führe eine Zeitlang ängstlich genaue Rechnung über deine Ausgabe und Einnahme. Wenn du dir die Mühe nimmst, jede Kleinigkeit aufzuschreiben, so wirst du bald sehen, wie unbegreiflich schnell die kleinsten Ausgaben zu bedeutenden Summen anwachsen, und wie viel du bis dahin hättest, und künftig wirst ersparen können, ohne daß es dir sehr lästig werde.

Kurz, wenn du ernstlich willst, ist der Weg zum Wohlstande nicht beschwerlicher, als der Weg

zum Markte. Fast Alles beruht dabei auf den beiden Worten: Betriebsamkeit und Sparsamkeit; das heißt: verschwende weder Zeit noch Geld, sondern nutze Beides so gut du kannst. Ohne diese beiden Worte gelingt Nichts, mit ihnen — Alles; wenn das Wesen, das die Welt regiert, dessen Segen wir zu jedem rechtschaffenen Vorhaben erflehen sollten, in seiner göttlichen Weisheit nicht ein Anderes beschließt.

Ein alter Geschäftsmann.

---

6. Ein Mittel für Jedermann, immer Geld in der Tasche zu haben.

In unsern Tagen, da über die Seltenheit des Geldes so allgemein geklagt wird, ist es gewiß ein Liebesdienst, den Geldarmen zu zeigen, wie sie den geschwächten Beutel wieder stärken können. Ich will sie mit dem wahren Geheimniß des Geldfangens bekannt machen, und mit dem sichersten Mittel, leere Taschen zu füllen und voll zu erhalten. Mit zwei einfachen Re-

geln ist's gethan, wenn man sie nur genau befolgt.

Erstens: laß Ehrlichkeit und Thätigkeit deine beständigen Gefährten sein, und zweitens: gieb einen Groschen weniger aus, als den reinen Ertrag deines Verdienstes.

Dann wird deine magere Tasche bald fett werden und nie wieder vor Hunger über Leibweh klagen; dann wirst du nicht mehr von Gläubigern gedrängt werden, nicht mehr aus Mangel verkümmern und vor Blöße erstarren. Der ganze Himmel wird dir heller strahlen und dein ganzes Herz vor Freude hüpfen. Darum säume nicht länger, diese Regeln zu befolgen, und sei glücklich. Verbanne den bleichen Hauch des Kummers aus deiner Seele und lebe unabhängig. Dann wirst du ein Mann sein, und die Gegenwart eines Reichen dein Antlitz nicht verbergen, noch den Schmerz deiner niedrigen Lage empfinden, wenn die Söhne des Glücks zu deiner Rechten gehen; denn Unabhängigkeit, mit oder ohne Vermögen, ist ein Glück, und stellt dich auf eine Stufe mit den stolzesten Rittern vom goldenen Vließ. Darum, sei weise! Laß Thätigkeit dir zur Seite gehen, vom frühen Morgen

an, bis Abends die Stunde der Ruhe schlägt; laß Ehrlichkeit gleichsam den Athem deiner Seele sein, und wenn du Abends alle deine Ausgaben zusammenrechnest, so vergiß nie, daß ein Groschen von der Einnahme des Tages übrig sein soll. Dann wirst du den Gipfel des Erdenglücks erreichen, dann wird Unabhängigkeit dir Schild und Panzer, Helm und Krone sein; dann wird deine Seele sich erheben, und nie sich beugen vor dem seidenen Wicht, weil er reich ist, und keine Beleidigung deßhalb feige hinnehmen, weil die Hand, die sich drohend erhebt, einen Ring von Diamanten trägt.

---

7. Der arme Richard,

oder

der Weg zum Wohlstand *).

Lieber Leser!

Ich habe gehört, daß es keine größere Freude für einen Schriftsteller geben könne, als wenn

---

*) Ursprünglich eine Vorrede zu einem Almanach, den Franklin in Philadelphia herausgab, wie dem Leser

er hört, wie seine Werke von Andern mit Achtung citirt werden. Du kannst dir also wohl vorstellen, wie angenehm der Vorfall für mich sein mußte, den ich dir hier erzählen will.

Ich hielt neulich mein Pferd an einem Orte an, wo eine große Menschenmenge bei einer Versteigerung verschiedener Waaren versammelt war. Da die zum Verkauf anberaumte Stunde noch nicht geschlagen hatte, so ward inzwischen viel von schlechten Zeiten gesprochen, und Einer aus der Gesellschaft wandte sich an einen schlichten, reinlich gekleideten Greis mit schneeweißen Locken, mit den Worten:

»Hört, Vater Abraham, was meint Ihr von diesen Zeiten? Wird das Land durch die schweren Abgaben nicht ganz verarmen? Wie sollen wir jemals im Stande sein, so viel aufzubringen! Was rathet Ihr uns, dabei zu thun?« Vater Abraham erhob sich und antwortete:

---

schon aus seiner Lebensbeschreibung bekannt ist. Die Wirksamkeit dieses überall mit Eifer gelesenen Almanachs war so groß, daß man mit Grund behaupten kann, Franklin habe dadurch zur Bildung des National-Charakters der Amerikaner nicht wenig beigetragen. Er erschien zuerst im Jahre 1757.

»Wenn ihr meinen Rath begehret, so will ich ihn euch in der Kürze geben; denn für den Verständigen ist ein Wort genug, wie der arme Richard sagt.« Nachdem alle in dem Wunsche, ihm zuzuhören, sich vereinigt und sich deßhalb um ihn versammelt hatten, fuhr er folgendermaßen fort:

»Die Abgaben, ihr lieben Freunde, sind in der That sehr drückend. Wenn wir keine anderen zu bestreiten hätten, als die, welche die Regierung uns auferlegt, dann ließe es sich noch tragen; aber es kommen noch so viele andere hinzu, die für Einige unter uns noch weit drückender sind. Zweimal so hoch werden wir durch unsere Trägheit, dreimal so hoch durch unsern Stolz und viermal so hoch durch unsere Thorheit besteuert; und von dem Drucke dieser Auflagen können die Steuer-Einnehmer uns nicht durch Herabsetzung befreien. Jedoch, laßt uns nur dem guten Rathe Gehör geben, dann kann uns noch einigermaßen geholfen werden, — Gott hilft denen, die sich selber helfen, wie der arme Richard sagt.

Erstens: Eine Regierung, welche ihre Unterthanen um einen zehnten Theil der Zeit be-

steuern wollte, um diese zu ihrem Nutzen zu verwenden, würde großer Härte beschuldigt werden. Durch Trägheit aber werden manche von uns noch weit höher besteuert; durch Müßiggang, der die Ursache so mancher Krankheit ist, wird unser Leben unfehlbar verkürzt. Müßiggang, gleich dem Rost, verzehrt schneller, als Arbeit abnutzt, und ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank, wie der arme Richard sagt. Aber liebst du das Leben, so vergeude die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist, wie der arme Richard sagt. Wie viel mehr, als nöthig wäre, verschlafen wir nicht, weil wir nicht daran denken, daß der schlafende Fuchs keine Hühner fängt, und daß wir lange genug im Grabe schlafen werden, wie der arme Richard sagt.

Wenn die Zeit von allen Dingen das kostbarste ist, so muß, wie der arme Richard sagt, das Zeitvergeuden die größte Verschwendung sein, weil, wie er an anderem Orte uns vorhält, verlorene Zeit nie wieder gefunden wird, und, was wir Zeit genug nennen, immer wenig genug ist. So laßt uns denn bei der Hand sein und handeln, und zweckmäßig handeln; so

werden wir durch Fleiß mehr beschaffen und weniger in Verlegenheit kommen. Müßiggang macht Alles schwer, Betriebsamkeit macht Alles leicht; wer spät aufsteht, muß den ganzen Tag traben, und wird kaum bis zur Nacht das Versäumte einholen, Trägheit aber kommt so langsam vorwärts, daß gar bald die Armuth sie einholt. Treibe dein Geschäft, laß dieses dich nicht treiben; und früh zu Bett, früh wieder auf, giebt dem Menschen Gesundheit, Wohlstand und Weisheit, wie der arme Richard sagt.

Was hilft es denn, daß wir wünschen und hoffen auf bessere Zeiten? Wir können sie selbst besser machen, durch eigene Anstrengung. Betriebsamkeit braucht nicht zu wünschen, und wer von Hoffnung lebt, wird hungrig sterben. Kein Verdienst ohne Dienst, drum brauch' ich die Hand, denn ich habe kein Land, oder, wenn ich's habe, so ist es drückend schwer besteuert. Wer ein Geschäft hat, der hat Vermögen, und wer ein Gewerbe hat, der hat ein Amt, das ihm Nutzen und Ehre bringt, wie der arme Richard sagt; dann muß aber das Geschäft ordentlich besorgt und das Ge-

werbe mit Fleiß betrieben werden, sonst wird uns weder das Vermögen, noch das Amt in den Stand setzen, unsere Abgaben zu bezahlen. Wenn wir fleißig sind, werden wir nie verhungern, denn in des thätigen Arbeiters Haus kann der Hunger wohl hineinsehen, darf aber nicht hineingehen. Und eben so wenig der Gerichts- und der Polizeidiener, denn: Betriebsamkeit bezahlt die Schulden, Muthlosigkeit vermehret sie. Hast du keinen Schatz gefunden, haben reiche Verwandten dir nichts vermacht, — Fleiß ist die Mutter des Glücks und Gott giebt Alles der Betriebsamkeit.

Wenn's Faulen noch im Bett gefällt,
Bestelle sorgsam du dein Feld;
Dann bringt dein Korn dir Brod und Geld.

Heute sei thätig, da es noch Zeit ist, denn du kannst nicht wissen, was dich morgen daran verhindert. Ein »heute« ist so gut, als zwei »morgen,« wie der arme Richard sagt, und: verschiebe nie auf morgen, was sich heute läßt besorgen. Wenn du ein Diener wärest, würdest du dich nicht schämen, dich von einem guten Herrn müßig finden zu lassen? Bist du also dein eigener Herr, so schäme dich, wenn du

dich selber müßig findest, da du doch für dich selbst, für deine Familie, dein Vaterland und deinen König so Vieles noch zu thun hast! Greife dein Werkzeug an, ohne Handschuh, und bedenke, daß die Katze mit Handschuhen keine Mäuse fängt, wie der arme Richard sagt. Wahr ist es, es giebt viel zu thun und vielleicht sind deine Hände schwach; doch bleibe nur standhaft dabei, und du wirst sehen, daß man viel leisten kann; denn unaufhörlicher Tropfenfall greift selbst Steine an; durch Geduld und Emsigkeit gelingt es der Maus, ein Ankertau zu durchfressen; und auch durch schwache Streiche fällt am Ende die stärkste Eiche.

Vielleicht fragen Einige von Euch: soll man sich denn gar keine Muße gönnen? Ich will dir erzählen, mein Freund, was der arme Richard sagt: Wenn du Muße haben willst, so wende deine Zeit gut an; und werfe keine Stunden weg, da du keiner Minute sicher bist. Muße ist übrige Zeit, um irgend etwas Nützliches zu thun. Solche Muße wird der fleißige Mann wohl finden, aber der träge nie, denn ein Leben voll Muße und ein Leben voll Müßiggang ist zweierlei. Manche möchten

ohne Arbeit, bloß mit ihrem Verstande, durchkommen, aber sie verkommen, aus Mangel an Vorrath. Durch Betriebsamkeit dagegen erwirbt man sich Ueberfluß, Bequemlichkeit und Achtung. Fliehe die Freuden, dann werden sie dir folgen; der fleißige Spinner hat reichliche Wäsche; und jetzt, da ich ein Schaf und eine Kuh habe, wünscht mir jeder einen guten Morgen.

Zweitens: Bei unserer Betriebsamkeit müssen wir aber auch stetig und ruhig ausharren, müssen sorgfältig unsere Geschäfte mit eigenen Augen übersehen und Andern nicht zu viel anvertrauen, denn, wie der arme Richard sagt:

Familien, die oft umzuziehen pflegen,
Und Bäume, die man häufig umpflanzt, treiben
Und wachsen nie mit so erwünschtem Segen,
Als wenn sie stets an einer Stelle bleiben.

Und ferner: dreimal Umziehen ist so schlimm, als einmal Abbrennen. — Versorge deine Werkstatt, dann wird die Werkstatt auch dich versorgen. — Willst du einen Auftrag wirklich ausgerichtet haben, so gehe selbst; liegt dir nichts daran, so schicke einen Andern.

Soll dich der Pflug zum Wohlstand führen,
So mußt du selbst die Glieder rühren,
Selbst Pflugschar oder Peitsche führen.

Des Herrn Auge schafft mehr, als seine beiden Hände. Mangel an Aufsicht schadet mehr, als Mangel an Einsicht.

Nicht auf seine Leute passen,
Heißt den Geldsack offen lassen.

Gar Manchem ist es schlecht gegangen, weil er zu viel auf die Sorgfalt Anderer baute, denn: in weltlichen Dingen macht der Glaube nicht selig, sondern der Mangel an Glauben; aber eigene Sorgfalt bringt Gewinn; wünschest du dir einen treuen Diener und einen, der dir lieb ist, so diene dir selbst. Kleine Sorglosigkeit kann große Sorgen bringen; weil ein Nagel fehlte, verlor das Pferd ein Hufeisen, weil ein Hufeisen fehlte, verlor der Reiter sein Pferd, weil ein Pferd fehlte, verlor die Welt einen Reiter, denn der Feind holte ihn ein und schlug ihn todt, und Alles das, weil nicht sorgsam genug nach dem Hufnagel gesehen ward.

Drittens: So viel, lieben Freunde, von der Betriebsamkeit und der Aufsicht über die ei=

genen Geschäfte. Dazu müssen wir uns aber noch der Sparsamkeit befleißigen, wenn wir mit einiger Sicherheit auf den Erfolg unserer Betriebsamkeit rechnen wollen. Wer nicht zu bewahren weiß, was er verdient, kann sein Leben lang mit der Nase überm Schleifstein sitzen, und doch sterben, ohne einen Heller werth zu sein. Eine fette Küche macht ein magres Testament, wie der arme Richard sagt; und

Wird nicht mehr gestrickt, genäht, gesponnen,
Weil die Weiber gern am Theetisch sitzen,
Wird mit Axt und Meißel nichts begonnen,
Weil die Männer nur beim Punschglas schwitzen, —
Dann heißt's, wie gewonnen, so zerronnen.

Willst du reich werden, denk an's Auskommen so gut, wie an's Einkommen. Amerika hat Spanien nicht reich gemacht, weil die Ausgabe immer größer war, als die Einnahme.

Weg denn mit euren kostspieligen Narrheiten! dann werdet ihr nicht mehr so viel Ursache haben, über harte Zeiten, schwere Abgaben und theures Hauswesen zu klagen; denn

Durch Betrug und Spiel, durch Weiber und Wein
Wird der Mangel groß und der Wohlstand klein.

Und ferner: Für das, was ein Laster kostet, kann man zwei Kinder groß ziehen. Vielleicht meint ihr: dann und wann ein wenig Thee und ein wenig Punsch, ein wenig besseres Essen, ein wenig feinere Kleider und ein wenig Gasterei, das kann so viel nicht machen; merkt Euch, was der arme Richard sagt: Viel Wenig macht Ein Viel. Drum nehmt Euch vor kleinen Ausgaben in Acht: Ein kleiner Leck versenkt ein großes Schiff.

Find'st du an Leckereien nur Geschmack,
So bleibt dir endlich nur der Bettelsack.

Und:

Narren halten offne Tafel,
Kluge Leute speisen dran.

Ihr Alle habt euch hier versammelt bei dieser Versteigerung von Putzkram und allerhand eitlem Tand. Ihr nennt sie Güter, aber, nehmt euch in Acht, sie können für euch wahre Uebel werden. Ihr erwartet, daß sie wohlfeil verkauft werden; da habt ihr Recht, vielleicht für weniger, als sie gekostet haben; wenn ihr sie aber nicht gebraucht, so müssen sie dennoch viel zu theuer für euch sein. Bedenkt, was der arme Richard sagt: Kaufe nur, was du nicht be-

darfst, und du wirst wahrlich bald deine Bedürfnisse verkaufen müssen. Und: Kannst du einen recht wohlfeilen Handel schließen, so besinne dich eine Weile. Er meint vielleicht, daß die Wohlfeilheit nur scheinbar, nicht wirklich sei; oder daß du, des guten Handels wegen, das Geld vielleicht dem nothwendigeren Geschäfte entziehen und dir so mehr schaden als nützen könntest. Denn ein andermal sagt er: durch wohlfeile Einkäufe hat Mancher sich zu Grunde gerichtet. Und: Thörig ist's, sein Geld auszugeben, um Reue einzukaufen. Und doch wird täglich auf Auktionen diese Thorheit begangen, weil man nicht an den Almanach denkt. Wie Mancher geht mit hungrigem Magen einher und läßt die Seinen darben, um sich den Nacken mit Putz zu beladen. Taft und Atlas, Sammt und Seide, löschen das Küchenfeuer aus, wie der arme Richard sagt. Diese Dinge kann man nicht die Bedürfnisse, kaum einmal die Annehmlichkeiten des Lebens nennen; und dennoch sehnen sich so Viele danach, bloß weil sie hübsch aussehen. Durch solche und ähnliche Thorheiten sind schon manche angesehene Männer in ihren Vermögens-Umständen so herunter-

gekommen, daß sie von Andern borgen mußten, die sie früherhin verachteten, die aber durch Fleiß und Sparsamkeit sich in ihrer Lage zu behaupten wußten, und da zeigt sich's denn recht klar, daß ein Bauer, der steht, höher ist, als ein feiner Herr, der kniet, wie der arme Richard sagt. Vielleicht waren sie die Erben eines kleinen Vermögens, wußten aber nicht, auf welche Weise dasselbe erworben ward, und meinten: die Sonne stehe hoch am Himmel und werde nie untergehn, und es sei nicht der Rede werth, wenn man von so Vielem ein wenig ausgebe; aber — wer immer aus dem Mehlfaß schöpft und nichts wieder nachfüllt, der kommt bald auf den Grund, und wenn der Brunnen trocken ist, lernt man erst das Wasser schätzen, wie der arme Richard sagt. Das könnten sie aber vorher gewußt haben, wenn sie seinen Rath befolgt hätten: Willst du den Werth des Geldes kennen, so geh und leihe dir welches; dann wirst du bald merken, daß Borgen macht Sorgen. Und eben so geht es denen, welche ihr Geld solchen Leuten geliehen haben, und es gerne wieder hätten. — Der arme Richard sagt ferner:

Der Thoren Modesucht
Hat Mancher schon verflucht;
Drum sei du nicht so eitel,
Frag' immer erst den Beutel.

Und:

Der Stolz bettelt so laut, als die Noth,
Doch wird er dabei so leicht nicht roth.

Hast du dir ein schönes Stück gekauft, mußt du noch zehn andere dazu kaufen, damit deine ganze Figur wie aus einem Schnitt erscheine; aber: leichter ist's, den ersten Wunsch sich zu versagen, als alle, die ihm nachfolgen, zu befriedigen, wie der arme Richard sagt. Der Arme, welcher dem Reichen nachäfft, ist eben so thörig, wie der Frosch, der sich aufbläst, um so groß wie ein Ochse zu werden.

Ein großes Schiff mag immer seewärts treiben.
Ein kleines Boot soll hübsch am Ufer bleiben.

Doch solche Thorheiten bleiben nicht lange unbestraft, denn: Dem Stolz wird Mittags Eitelkeit, Abends Verachtung aufgetischt, wie der arme Richard sagt, und: Der Stolz nimmt sein Frühstück mit dem Reichthum, sein Mittagsessen mit der Armuth, sein Abendbrod mit der Schande ein. Und wozu dient am

Ende dieser Scheinstolz, für den so viel gewagt und so viel geduldet wird? Er kann weder Gesundheit geben, noch Schmerzen nehmen, und eben so wenig den persönlichen Werth erhöhen; wohl aber Neid erregen und Unglück beschleunigen.

Welche Tollheit gehört aber dazu, dieser entbehrlichen Dinge halber Schulden zu machen. Nach den Bedingungen dieser Versteigerung wird uns auf sechs Monate Kredit angeboten, und das hat vielleicht Einige von uns bewogen, sich einzufinden, indem sie kein baares Geld übrig haben, und hoffen, sich hier, auch ohne das, recht schön machen zu können. Aber ich bitte euch, bedenkt, was ihr thut, wenn ihr Schulden macht: ihr gebt dadurch einem Anderen Gewalt über eure Freiheit. Wenn ihr zur bestimmten Zeit nicht zahlen könnt, so müßt ihr euch schämen, euch vor eurem Gläubiger sehen zu lassen, müßt euch scheuen, ihn anzureden, müßt klägliche, kriechende Entschuldigungen machen, und werdet allmählig dahin kommen, euere Wahrhaftigkeit zu verlieren und zuletzt bis zu niederträchtigen Lügnern herabzusinken, denn: das zweite Laster ist Lügen, das erste, Schulden machen, wie der arme

Richard sagt, und, in demselben Sinne: Schulden ziehn den Wagen, in welchem die Lüge fährt. Ein freigeborener Mann sollte sich nie schämen oder fürchten, irgend einem Lebenden in's Gesicht zu sehen oder ihn anzureden. Aber die Noth raubt manchen Menschen alle Geistes- und Willenskraft. Ein leerer Sack kann nicht wohl aufrecht stehen, wie der arme Richard sagt. — Was würdet ihr von einem Fürsten oder von einer Regierung halten, die ein förmliches Verbot erließe, daß keiner von euch sich wie eine Person von Stande kleiden solle, bei Strafe der Gefangenschaft oder Knechtschaft? Würdet ihr nicht sagen, ihr seiet freie Leute, könnet euch kleiden nach euerem Belieben; ein solches Gesetz sei ein Eingriff in euere Rechte und eine solche Regierung sei tyrannisch? Und doch seid ihr im Begriff, gegen euch selbst nicht weniger tyrannisch zu verfahren, wenn ihr, solcher Kleider wegen, euch in Schulden setzt! Der Gläubiger kann euch nach Gefallen die Freiheit nehmen und euch in den Schuldthurm stecken lassen, bis ihr im Stande seid, zu bezahlen. Wenn ihr nur mit eurem Einkauf zufrieden seid, denkt ihr vielleicht wenig an's Bezahlen; aber — des Gläubigers

Gedächtniß ist besser, als des Schuldners; denn die Gläubiger sind von einer gläubigen Sekte, die alle Kalendertage genau beobachtet. Der Tag kommt heran, ehe ihr euch dessen verseht, und die Forderung wird gemacht, bevor ihr die Anstalten zur Zahlung getroffen habt. Oder wenn auch die Schuld euch im Kopfe herumgeht, so wird doch der, anfangs so lang erscheinende, Termin euch zuletzt gewaltig kurz vorkommen, und die Zeit wird euch nicht nur an den Schultern, sondern auch an den Hacken beflügelt erscheinen. Wessen Schuld zu Ostern fällig ist, der hat kurze Fasten, wie der arme Richard sagt. Vielleicht denkt ihr gegenwärtig, eure Umstände seien in so gutem Fortgange, daß ihr schon ohne Nachtheil ein wenig über die Schnur hauen könnet; aber

Bis Abends glänzet kein Morgenroth,
Drum sparet bei Zeiten für Alter und Noth.

Der Gewinn kann vorübergehend und ungewiß sein, aber die Ausgaben sind dauernd und nur allzugewiß, so lange ihr lebet, und — leichter ist's, zwei Herde zu bauen, als einen beständig warm zu halten; besser ist's, ohne Abend-

brod zu Bette gehen, als mit Schulden wieder aufstehen, und —

Erwirb dir, was du kannst, und was du hast, halt' fest,
Dann weißt du, wie sich Blei in Gold verwandeln läßt,

wie der arme Richard sagt. Und habt ihr diesen Stein der Weisen erst gefunden, dann werdet ihr nicht mehr über schlechte Zeiten und nicht zu erschwingende Abgaben klagen.

Viertens: Das, liebe Freunde, sind Lehren der Weisheit und Vernunft; aber dennoch rathe ich euch, nicht gar zu viel auf eure eigene Betriebsamkeit, Sparsamkeit und Klugheit zu bauen; so vortrefflich diese Dinge auch sind, so können sie doch alle wie Seifenblasen vergehen, wenn der Segen des Himmels nicht dabei ist. Deßhalb bittet in Demuth um diesen Segen, und seid nicht hartherzig gegen die, welche desselben gegenwärtig zu ermangeln scheinen, sondern bringt ihnen Trost und Hülfe. Bedenkt, wie Hiob leiden mußte, und wie wohl es ihm später erging.

Und nun noch ein paar Worte zum Schluß: Die Erfahrung ist der theuerste Lehrmeister,

aber die Narren wollen bei keinem andern in die Schule gehen, wie der arme Richard sagt, — und kaum bei diesem; denn es ist wahr: wir können wohl den Rath geben, aber nicht die That. Doch merkt euch das: Wo der Rath vergebens klopft, ist der Hülfe die Thür verschlossen, und endlich:

Willst du der Vernunft dein Ohr verstopfen,
Wird sie dich bald auf die Finger klopfen,

wie der arme Richard sagt.«

So schloß der Alte seine Rede. Die Leute hörten ihm zu und lobten die guten Lehren, thaten aber augenblicks das Gegentheil, gerade, als ob es eine gewöhnliche Predigt gewesen wäre; — denn die Versteigerung begann und sie kauften unmäßig viel. — Ich sah wohl, daß der gute Mann meinen Almanach aus dem Grunde studirt und Alles verdaut hatte, was ich seit fünf und zwanzig Jahren gelegentlich über diese Dinge drucken ließ. Die häufige Erwähnung meiner muß wohl für jeden Andern recht langweilig gewesen sein; meiner Eitelkeit aber ward es über die Maßen wohl dabei, obgleich ich mir gestehen mußte, daß nicht der zehnte Theil der mir zugeschriebenen Weisheit mein Eigenthum sei, son-

dern fast Alles nichts als Brocken meiner Nachlese auf dem Felde des gesunden Menschenverstandes aller Völker und Zeiten. Ich, meines Theils, beschloß jedoch, mir dieses Echo nicht ungenützt verhallen zu lassen; und obschon ich anfangs Willens war, mir Zeug zu einem neuen Oberrock zu kaufen, ging ich meiner Wege mit dem Beschluß, den alten noch etwas länger zu tragen. Wenn du, lieber Leser, es eben so machen willst, so wirst du nicht weniger Vortheil davon haben, als dein

stets dienstwilliger

Richard Saunders.

---

8. Die Kunst, angenehm zu träumen.

(An Fräulein N. gerichtet und auf ihren Wunsch geschrieben *).

Da wir einen großen Theil unseres Lebens verschlafen, und während dieser Zeit bald angenehme, bald beängstigende Träume haben, so

*) Aus Franklin's schriftlichem Nachlaß.

kann es uns nicht gleichgültig sein, uns jene zu verschaffen und diese, wo möglich, zu vermeiden; denn Pein ist Pein und Lust ist Lust, gleichviel, ob sie in Wahrheit oder nur in unserer Einbildung vorhanden sind. Können wir schlafen, ohne zu träumen, so können wir uns freuen, der Beängstigung entgangen zu sein; können wir aber unsern Schlaf durch angenehme Träume versüßen, so haben wir so viel Lebensfreude rein gewonnen.

Diesen Zweck zu erreichen, ist es vor Allem nothwendig, durch gehörige Bewegung und große Mäßigkeit für die Erhaltung unserer Gesundheit zu sorgen; denn sobald wir krank sind, wird unsere Einbildungskraft sehr leicht durch unangenehme und mitunter schreckliche Bilder und Vorstellungen beunruhigt. Die beste Zeit, sich Bewegung zu machen, ist vor, nicht unmittelbar nach dem Essen; in jenem Falle befördert, in diesem hemmt sie die Verdauung, wenn sie nicht sehr mäßig ist. Wenn wir nach einer körperlichen Anstrengung nur wenig essen, so wird die Verdauung leicht und gut, der Körper frisch, die Stimmung heiter sein und keine der animalischen Funktionen wird uns belästigen. Wenn Schlaf

darauf folgt, wird er natürlich und ungestört sein, während körperliche Trägheit und Vielessen Alpdrücken und unbeschreibliche Beängstigungen zur Folge haben; — wir stürzen in bodenlose Tiefen, werden von wilden Thieren, oder Räubern, oder Gespenstern verfolgt, und auf alle mögliche Weise geplagt und gepeinigt. Beachten Sie aber wohl, daß das Maß der körperlichen Anstrengung und der Nahrung mit einander in Wechselwirkung stehen; wer sich viel bewegen muß, kann und muß auch mehr essen, als wer viel sitzt, und so umgekehrt. Im Allgemeinen jedoch essen die Menschen, seit der Verfeinerung der Kochkunst, fast zweimal so viel, als die Natur erfordert. Ein Abendessen kann nicht nachtheilig sein, wenn wir zu Mittag nichts genossen haben; aber ein reichliches Abendessen nach einem vollen Mittagsessen wird natürlich eine schlaflose Nacht zur Folge haben. Zwar ist die Körperbeschaffenheit so verschieden, daß einige Menschen auch nach solchen doppelten übertriebenen Mahlzeiten gut schlafen; sie bezahlen's nur mit einem beängstigenden Traum und einem Schlagflusse, dann schlafen sie bis an den jüngsten Tag. Nicht selten lies't man daher, unter den Todes-Anzei-

gen, Beispiele von Menschen, die, nach einem tüchtigen Abendessen, am nächsten Morgen todt im Bette gefunden wurden.

Ferner ist es zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig, stets für frische Luft in der Schlafstube zu sorgen. Mit großem Unrecht werden eingeschlossene Schlafräume und Bettstellen empfohlen, die rings mit Vorhängen umgeben sind. Keine Luft, die von außen eindringt, ist so ungesund, als die oft ein- und ausgeathmete Luft in einer dicht geschlossenen Kammer. So wie kochendes Wasser durch längeres Kochen keinen höheren Wärmegrad annimmt, wenn die heißer werdenden Theilchen (als Dampf) entweichen können; so gehen lebende Körper nicht in Fäulniß über, wenn die Theilchen, so wie sie faul werden, gleich ausgeschieden werden können. Aus unserm Körper treibt die Natur sie hinaus, durch die Poren der Haut und durch die Lungen, und die freie, offene Luft führt sie hinweg; ein eng eingeschlossener Raum aber bringt uns dieselben Theilchen immer wieder zurück, obgleich sie mehr und mehr verdorben werden. Durch viele Menschen, die in einem engen Raume zusammen gedrängt sind, wird auf diese Weise die Luft in

wenigen Minuten verdorben und sogar tödtlich, wie in der schwarzen Höhle in Calcutta. Ein einzelner Mensch, sagt man, verdirbt nicht mehr, als ein Gallon *) Luft in der Minute, also in beträchtlich längerer Zeit erst die in einem Zimmer enthaltene Luft; doch wird auch diese verhältnißmäßig verdorben und daher die Ursache mancher fauligen Krankheit. Methusalem, der das höchste Alter erreichte, mithin vermuthlich auch am besten seine Gesundheit zu bewahren wußte, soll immer in freier Luft geschlafen haben; denn, da er fünf hundert Jahre gelebt hätte, sprach ein Engel zu ihm: »Steh auf, Methusalem, und baue dir ein Haus, denn du sollst noch fünf hundert Jahre länger leben.« Methusalem aber antwortete und sprach: »Nicht länger denn fünf hundert Jahre noch? dann ist es der Mühe nicht werth, ein Haus zu bauen; ich will in der freien Luft schlafen, wie ich zu thun gewohnt bin.« Auch die Aerzte, die seit Jahrhunderten behaupteten, Kranke müßten vor freier Luft bewahrt

*) Englisches Flüssigkeitsmaß, ungefähr so viel, wie vier Mainzer Weinmaß oder zwei Nürnberger Visirviertel.

werden, haben endlich entdeckt, daß sie ihnen wohlthätig sein könne. Es ist zu hoffen, daß sie nun auch bald entdecken werden, daß die freie Luft auch den Gesunden nicht schädlich sei, und daß dann schwache Menschen von der peinigenden Luftscheu geheilt werden, von welcher sie dergestalt beherrscht sind, daß sie lieber ersticken und sich mit schlechter Luft vergiften, als das Fenster ihres Schlafzimmers oder ihrer Kutsche öffnen. Wenn eingeschlossene Luft einmal mit Ausdünstungs- oder Stickstoff *) gesättigt ist, so kann sie keinen mehr aufnehmen; dieser Stoff muß dann in unserm Körper bleiben und Krankheiten erzeugen; es giebt aber einige Zeichen, aus denen man entnehmen kann, wann derselbe anfängt, schädlich zu werden, nämlich eine, zuerst nur geringe, Unbehaglichkeit, die sich, in Rücksicht der Lunge, durch eine unbedeutende Beklemmung und, in Rücksicht der Poren, durch eine Art von Hautreiz äußert, der schwer zu beschreiben ist, und dessen Ursache die Wenigsten ahnen,

---

*) Man nimmt an, daß fünf Achtel der Nahrungsmittel, die der Mensch zu sich nimmt, in diesen Stoff verwandelt und durch Lungen und Poren abgesondert werden.

wenn sie ihn zuerst empfinden. Eine bekannte Sache ist es aber, daß man zuweilen des Nachts, zumal unter einer warmen Decke, plötzlich aufwacht und gar nicht wieder einschlafen kann, worauf man sich in beständiger Unruhe von einer Seite auf die andere legt. Dieses Drehn und Wälzen im Bette hat keine andere Ursache, als einen krankhaften Zustand der Haut, der durch Zurückhaltung des Stickstoffs entsteht. Um sich davon durch ein Beispiel zu überzeugen, braucht man nur, bei unveränderter Lage, die Bettdecke abzuwerfen, oder einen Theil des Körpers der frischen Luft auszusetzen, und man wird alsbald fühlen, wie die Luft diesen Theil erfrischt, indem sie den Stickstoff in sich aufnimmt und wegführt, und so die Haut von dieser beschwerlichen Last befreit. Denn jeder Theil der kühlen Luft, der sich der warmen Haut nähert, nimmt, zugleich mit der Ausdehnung, einen Theil der Wärme an, wodurch sie dünner und leichter wird, so daß sie zugleich mit dem aufgenommenen Stickstoff flugs der kältern, und deßhalb schwereren, frischen Luft weichen muß, welche für einen Augenblick ihre Stelle einnimmt und dann, gleichfalls verändert und erwärmt, wieder von

neuen Lufttheilen verdrängt wird. So will es das Gesetz der Natur, damit die thierischen Körper nicht durch ihre eigene Ausdünstung angesteckt werden. — Diese durch Ausdünstung verdorbene Luft ist eine große und allgemeine Ursache unangenehmer Träume; denn durch Unwohlsein des Körpers wird auch der Geist beunruhigt, was natürlich beängstigende Ideen während des Schlafes zur Folge hat. Die Mittel, dieses Uebel zu verhindern oder zu heilen, sind folgende:

1. Mäßigkeit im Essen, die schon oben, der Gesundheit halber, angerathen ward. Dadurch erlangen wir, daß in gegebener Zeit weniger Stickstoff sich bildet, daß wir daher länger ruhig schlafen können, bevor das Bett mit diesem Stoffe gesättigt ist, und den noch hinzukommenden nicht mehr aufnehmen kann.
2. Der Gebrauch leichter, nicht zu dichter Bettdecken, welche die schlechte Luft leichter durchlassen.
3. Wenn man, durch dieses unbehagliche Gefühl erweckt, nicht wieder einschlafen kann, muß man aufstehen, das Kopfkissen auf-

klopfen und kehren, die Decke tüchtig durchschütteln und zurückgeschlagen liegen lassen, damit das Bett kühl werde, und inzwischen ohne Kleider im Zimmer auf- und abgehen, bis die Haut erfrischt ist, was um so eher der Fall sein wird, je trockener und kälter die Luft ist. Wenn das Gefühl der Kälte zu unangenehm wird, gehe man wieder zu Bett, und man wird sich bald eines sanften, ruhigen Schlafs erfreuen, und auch die Phantasie wird nur mit angenehmen Bildern sich beschäftigen, die oft eben so unterhaltend sind, wie die Verwandlungen einer Oper. Ist man zu träge (oder zu schwach), um aufzustehen, so wird es auch von ähnlicher, wiewohl schwächerer, Wirkung sein, wenn man mit Armen und Beinen die Decke etwa zwanzigmal in die Höhe hebt, so daß frische Luft in's Bett dringen und die schlechte hinausziehen kann. — Wer sich zwei Betten halten kann, um im Fall einer solchen Schlaflosigkeit aus dem warmen in's kühle, frische zu steigen, kann freilich denselben Zweck noch bequemer erreichen.

Zum Schluß noch ein paar Regeln: Wenn Sie zu Bette gehen, müssen Sie mit Sorgfalt Ihr Kopfkissen so zurecht legen, daß der Kopf eine Ihnen behagliche Lage bekommt, und dann darauf sehen, daß kein Theil des Körpers zu hart auf den anderen drückt (wie z. B. die Knöchel der Füße); denn wenn auch eine unrichtige Lage anfangs wenig schmerzt oder kaum bemerkbar ist, so kann sie doch leicht durch die Dauer unangenehm werden und im Schlafe die Einbildungskraft beunruhigen. — Das sind die Regeln der Kunst; aber wenn diese sich auch in den meisten Fällen bewähren und zum beabsichtigten Ziele führen werden, so giebt es doch einen Fall, in welchem die pünktlichste Befolgung derselben durchaus vergeblich sein wird. Für Sie, meine liebe Freundin, ist die Erwähnung dieses Falles unnöthig, allein meine Abhandlung über die Kunst würde ohne dieselbe unvollständig sein. Ich meine den Fall, wenn die Person, welche sich angenehme Träume zu verschaffen wünscht, nicht dafür gesorgt hat, das Wichtigste von Allem sich zu bewahren, nämlich

ein gutes Gewissen.

---

9. Gespräch zwischen Franklin und der Gicht.

Den 22. Oktober 1780 um Mitternacht.

Franklin. Weh! o weh! Was hab' ich gethan, um so grausame Schmerzen zu verdienen?

Gicht. Mancherlei; du hast zu unmäßig gegessen und getrunken, und diesen Beinen zu viel Ruhe gegönnt.

F. Wer beschuldigt mich?

G. Das bin ich, die Gicht selbst.

F. Wie? mein Feind in eigener Person?

G. Nein, nicht dein Feind.

F. Ich wiederhole es, mein Feind; denn du möchtest nicht allein meinen Leib zu Tode quälen, sondern auch meinen guten Namen vernichten; du wirfst mir vor, ein Fresser und Säufer zu sein, und doch wird Jeder, der mich kennt, einräumen, daß ich weder das eine, noch das andere bin.

G. Die Welt mag von dir denken, was sie will; sie ist immer sehr gefällig gegen sich selbst und zuweilen auch gegen ihre Freunde; ich weiß

aber sehr wohl, daß eine Portion Essen und Trinken, welche für einen Menschen, der sich angemessene Bewegung macht, eben hinreicht, für einen anderen, der sich gar nicht bewegt, viel zu groß ist.

F. Ich mache mir — Au! Au! — so viel Bewegung — Au! — wie ich kann, Madame Gicht. Sie wissen, daß ich durch meine Geschäfte zum Sitzen genöthigt bin, und deßhalb, meine ich, könnten Sie mich wohl ein wenig verschonen, da Sie doch einsehen müssen, daß es nicht ganz meine eigene Schuld ist.

G. Verschonen? Nicht im Geringsten. Denn Beredsamkeit und Höflichkeit ist vergebens, und deine Entschuldigung hilft dir zu nichts. Wenn deine Geschäfte eine sitzende Lebensweise nöthig machen, so solltest du durch die Art deiner Vergnügungen und Erholungen den Mangel an Bewegung ersetzen. Du solltest gehen oder reiten, oder, wenn das Wetter zu schlecht ist, Billard spielen. Aber laß uns einmal deine Lebensweise untersuchen. Was thust du in den Morgenstunden, die dir Muße gewähren, spazieren zu gehen? Anstatt durch wohlthätige Bewegung dir zum Frühstück Appetit zu verschaf-

sen, vertreibest du dir die Zeit hinter Büchern, Flugschriften und Zeitungen, die gewöhnlich nicht des Lesens werth sind. Und doch nimmst du ein unmäßiges Frühstück ein, trinkst Thee mit Rohm und issest Butterbrod mit Rauchfleisch, lauter Dinge, die mir eben nicht leicht verdaulich scheinen. Gleich darauf setzest du dich an deinen Pult, um zu schreiben, oder dich mit Leuten zu unterhalten, die, Geschäfte halber, zu dir kommen. So vergeht der Vormittag, ohne alle körperliche Bewegung. Doch in Betracht deiner sitzenden Geschäfte, wie du sagst, wollte ich das Alles noch entschuldigen; was treibst du aber nach dem Mittagsessen? Verständige Menschen würden mit den Freunden, bei welchen sie zu Mittag aßen, in den schönen Gärten spazieren gehen; du hingegen ziehst es vor, dich an das Schachbrett zu setzen, wo man dich nach zwei oder drei Stunden noch finden kann. Das ist deine beständige Erholung, und gewiß für einen Mann von sitzender Lebensweise die unpassendste von allen, denn sie beschleunigt nicht nur nicht den Umlauf der flüssigen Substanzen, sondern erschwert ihn vielmehr durch die gespannte Aufmerksamkeit, die dabei erforderlich ist, und hemmt die

innere Sekretion. Vertieft in die Spekulationen dieses unnützen Spiels, verdirbst du deine Konstitution. Was kann man bei einer solchen Lebensweise anders erwarten, als einen von stehenden Säften angefüllten Körper, der jeden Augenblick eine Beute der gefährlichsten Krankheiten werden könnte, wenn ich ihm nicht gelegentlich zu Hülfe käme, indem ich diese Säfte durch Schütteln reinige und zertheile? Wenn du in einem Winkel oder Gange der Hauptstadt nach dem Essen ein Weilchen Schach spieltest, so möchte sich das entschuldigen lassen; aber du folgst derselben Neigung in der Umgegend, an Orten, wo die herrlichsten Gärten sind, reich an lieblichen Promenaden, reiner Luft, schönen Frauen und eben so angenehmer als belehrender Unterhaltung, und wo du dich aller dieser Dinge erfreuen könntest, wenn du spazieren gehen wolltest. Das verschmähst du aber, um des abscheulichen Schachspiels willen. Pfui, schäme dich, Franklin! Doch über meine Lehren hätte ich beinahe die Anwendung meiner heilsamen Besserungsmittel vergessen: jetzt muß ich dich wieder zwicken.

F. Au! o weh! Au! Belehrung, so viel Ihnen beliebt, Madame Gicht, und auch Vor-

würfe; aber die Strafen bitte ich zu verschieben.

G. Nein, mein Freund, nicht das Geringste werde ich unterlassen, das zu deinem Besten gereicht; deßhalb —

F. Au! Au! — Es ist unbillig, wenn Sie sagen, daß ich mir keine Bewegung mache; ich fahre doch oft genug in meinem Wagen zum Mittagsessen aus und Abends wieder nach Hause.

G. Das ist, wenn du von deinem in Federn hängenden Wagen redest, eine sehr unbedeutende und unwirksame Bewegung. Durch Beachtung des Wärmegrads, den man durch die verschiedenen Arten der Bewegung erlangt, kann man sich einen richtigen Maßstab ihrer Wirksamkeit bilden. So zum Beispiel, wenn du im Winter mit kalten Füßen das Zimmer verlässest und einen Spaziergang machst, werden sie in einer Stunde durch und durch warm sein; reitest du aus, so wirst du nach vierstündigem Trabe kaum dieselbe Wirkung verspüren; lässest du dich aber in einer Kutsche wiegen, so kannst du den ganzen Tag fahren, und wirst dich freuen, endlich ein Wirthshaus zu erreichen, um dir die Füße am Feuer zu erwärmen. Deßhalb schmeichle dir nicht, dir körperliche Bewegung gemacht zu haben, wenn

du dich eine halbe Stunde in deinem Wagen lüftest. Die Vorsehung gestattet nur Wenigen, in Wagen zu fahren, Allen aber hat sie ein Paar Beine gegeben, und das sind weit bessere und nützlichere Maschinen, als Wagen. Sei daher dankbar und mache ordentlichen Gebrauch von den deinigen. Willst du wissen, wie dieselben beim Gehen den Umlauf der Säfte befördern, so bemerke nur, wie das ganze Gewicht deines Körpers wechselsweise von einem Beine auf das andere übertragen wird; das veranlaßt einen großen Druck auf die Gefäße des Fußes und treibt die Säfte heraus. Von dem Drucke befreit, füllen sich die Gefäße wieder, und durch diesen Wechsel wird der Umlauf des Bluts beschleunigt. Die in einer gegebenen Zeit erzeugte Wärme beruht auf dem Grade dieser Beschleunigung, die Säfte werden geschüttelt und verdünnt, die Sekretion erleichtert und Alles geht gut. Die Wangen werden roth und die Gesundheit ist gesichert. Siehe deine schöne Freundin in Auteuil (Madame Helvetius), die Dame hat von der gütigen Natur mehr wahrhaft nützliche Wissenschaft empfangen, als ein halbes Dutzend solcher vorgeblicher Philosophen, wie du, aus allen ihren Bü-

chern heraus zu ziehen im Stande sind. Wenn sie dich mit einem Besuche beehrt, kommt sie zu Fuß. Sie geht zu jeder Tageszeit, und überläßt die träge Ruhe, mit ihrem Gefolge von Krankheiten, ihren Pferden. Und darin besteht das Präservativ ihrer Gesundheit und zugleich das ihrer Schönheit. Wenn du aber nach Auteuil willst, mußt du deinen Wagen haben, obgleich es nicht weiter von Passy *) nach Auteuil ist, als von Auteuil nach Passy.

F. Ihr Vortrag, Madame, wird sehr ermüdend.

G. Du hast Recht, ich will mich bessern, still schweigen und thun, was meines Amtes ist; nimm das und das —

F. O! nein! Au! Sprechen Sie weiter, ich bitte Sie.

G. Nein, nein; ich werde dich diese Nacht noch tüchtig zwicken, und du kannst sicher darauf rechnen, daß morgen die Fortsetzung folgt.

F. Wie, bei solchem Fieber? Ich werde den Verstand verlieren. Weh! o weh! Kann Keiner es für mich tragen?

---

*) Wo Franklin wohnte.

G. Verlange das von deinen Pferden; die haben dir bisher treu gedient.

F. Wie können Sie so grausam meiner Qualen spotten?

G. Spotten? — Ich spreche sehr ernst. Ich habe hier eine genaue Liste deiner Vergehen gegen deine eigene Gesundheit, und kann jeden Stoß, den ich dir versetze, rechtfertigen.

F. So lesen Sie mir meine Sünden vor.

G. Das Verzeichniß ist zu lang; ich will aber in der Kürze Einiges herausheben.

F. Wohlan, ich bin ganz Ohr.

G. Erinnerst du dich der häufigen Versprechen, die du dir gabst, am folgenden Morgen, in einem der benachbarten Gärten, spazieren zu gehen, und wie oft du diesen Vorsätzen untreu wardst, unter dem Vorwande, daß es entweder zu kalt oder zu warm, zu windig oder zu naß sei und dergleichen mehr, obgleich in Wahrheit nichts im Wege war, als deine unüberwindliche Liebe zur Gemächlichkeit?

F. Ich kann nicht leugnen, daß das gelegentlich der Fall war, vielleicht zehnmal des Jahres.

G. Dein Geständniß ist weit unter der

Wahrheit; denn dieser Fall trat in einem Jahre hundert und neun und neunzig Mal ein.

F. Ist das möglich?

G. So möglich, daß es eine Thatsache ist. Du kannst dich auf die Genauigkeit meiner Angabe verlassen. Du kennst Herrn B's Gärten mit den schönen Promenaden; du kennst die schöne Anhöhe, von welcher eine Treppe von hundert Stufen zum Rasenplatz hinabführt; du pflegtest die liebenswürdige Familie des Besitzers zweimal in der Woche Nachmittags zu besuchen, und hast selbst den Grundsatz aufgestellt, daß man sich eben so starke Bewegung mache, wenn man eine Meile trepp=auf und trepp=ab steige, als wenn man zehn Meilen auf ebenem Boden gehe. Welche schöne Gelegenheit hattest du hier, dir in beiderlei Weise Bewegung zu machen! Hast du sie benutzt? und wie oft?

F. Die Frage kann ich in diesem Augenblicke nicht beantworten.

G. Ich will's für dich thun; nicht einmal.

F. Nicht einmal?

G. Nein. Im Sommer gingst du um sechs Uhr dahin. Du fandest die reizende Hausfrau mit ihren lieblichen Kindern und Freunden,

alle bereit, mit dir zu gehen und dich in angenehmen Gesprächen zu unterhalten; und was thatst du? Ei nun, du machst dir das Vergnügen, dich auf der Anhöhe hinzusetzen, dich an der schönen Aussicht zu weiden und die Anlagen unter dir zu überschauen, ohne hinabzusteigen, und auch nur einen Schritt in denselben zu gehen. Im Gegentheil, du verlangst Thee und das geliebte Schachbrett, und siehe da, sitzend vertreibst du dir die Zeit bis neun Uhr Abends, obgleich du schon zwei Stunden Nachmittags gespielt hattest. Endlich, anstatt nach Hause zu gehen, was dich ein wenig angestrengt haben würde, steigst du wieder in deinen Federwagen. Wie kannst du so einfältig sein, zu glauben, daß du bei solcher Nachlässigkeit gesund bleiben könntest, wenn ich nicht zu Hülfe käme.

F. Jetzt bin ich überzeugt, daß der arme Richard Recht hat, wenn er sagt:

»Unsere Schulden und unsere Sünden sind immer größer, als wir denken.«

G. So ist es. Ihr Philosophen seid Weise in euren Grundsätzen und Thoren in eurer Handlungsweise.

F. Zählen Sie es denn aber zu meinen

Vergehungen, daß ich mich von Brillons nach Hause fahren lasse?

G. Gewiß. Dort hast du die ganze Zeit gesessen, kannst also nicht ermüdet sein und deßhalb zur Erholung eines Wagens bedürfen.

F. Wozu hab' ich denn aber meinen Wagen?

G. Zum Verbrennen, wenn's dir beliebt; so könnte er dir doch einmal dienen, dich zu erwärmen. Doch wenn dir der Vorschlag nicht gefällt, so weiß ich noch einen andern. Du hast gesehen, wie die armen Landleute in den Weinbergen und auf den Wiesen der Umgegend arbeiten. Jeden Tag kannst du unter diesen würdigen Leuten vier oder fünf alte Männer und Frauen finden, die durch die Last der Jahre und durch zu lange und zu schwere Arbeit gebeugt und vielleicht gelähmt sind. Nach saurem Tagewerk haben diese Leute noch eine halbe oder ganze Stunde bis zu ihren räucherigen Hütten zu gehen. Befiehl deinem Kutscher, diese nach Hause zu fahren; das wird deiner Seele und auch deinem Körper heilsam sein, wenn du nämlich selbst von Brillons zu Fuß nach Hause gehst.

F. Wie Sie langweilig sind.

G. So? Gut; dann zu meinem Amte;

es muß nicht in Vergessenheit kommen, daß ich Arzt bin. Da!

F. Au! Uh! Was ein Teufel von Arzt!

G. Wie kannst du so undankbar sein, das zu sagen! Habe ich nicht, als Arzt, vor Wassersucht und Schlagfluß dich bewahrt? Eins von beiden hätte dich längst in den Klauen, wenn ich nicht gewesen wäre.

F. Nun ja doch, ich will auch dankbar anerkennen, was vorüber ist; aber ich bitte inständig, die Besuche für die Zukunft einzustellen; denn wahrlich, ich will lieber sterben, als durch solche Schmerzen geheilt werden. Ich erlaube mir nur noch die bescheidene Bemerkung, daß ich auch nicht unfreundlich gegen Sie gewesen bin. Nie besolde ich einen Arzt oder Quacksalber irgend einer Art, um gegen Sie zu Felde zu ziehen; wenn Sie mich also nicht in Ruhe lassen, Madame, so kann man auch Ihnen den Vorwurf der Undankbarkeit machen.

G. Auch das kann ich kaum als einen Einwand gelten lassen. Was die Quacksalber betrifft, die verachte ich; dich können sie freilich um's Leben bringen, mir aber können sie nichts anhaben. Und die ordentlichen Aerzte sind endlich zu der

Einsicht gelangt, daß in einem Subjekt, wie du bist, die Gicht keine Krankheit, sondern ein Heilmittel sei; und weßhalb sollte man ein Heilmittel vertreiben? Also frisch an's Werk —

F. O! Au! Um des Himmels Willen, lassen Sie mich; ich will auch geloben, nie wieder Schach zu spielen, mir täglich Bewegung zu machen und immer mäßig zu sein.

G. Ja, ich kenne dich! Ein Versprechen kannst du geben; kaum bist du aber ein paar Monat gesund gewesen, so sind die alten Gewohnheiten wieder da, und von den schönen Versprechungen weißt du nicht mehr, als von den Formen der Wolken, die vor einem Jahre vor deinen Augen vorüberzogen. So will ich denn für diesmal die Rechnung schließen und gehen, doch mit dem bestimmten Versprechen, dich zu gelegener Zeit wieder zu besuchen; denn dein eigenes Wohl ist mein Zweck, und du hast jetzt eingesehen, daß ich deine wahre Freundin bin.

10. Die Pfeife.

(An Madame Brillon; geschrieben den 10ten Nov. 1779.)

Die beiden Briefe meiner lieben Freundin vom vorigen Mittwoch und Sonnabend habe ich erhalten. Heut' ist wieder Mittwoch; ich verdiene aber heute keinen Brief, weil ich die frühern noch nicht beantwortet habe. Allein, so träge und briefscheu ich auch bin, hat doch die Furcht, keinen Ihrer lieben Briefe mehr zu erhalten, wenn ich selber zur Korrespondenz nichts beitrage, mich bewogen, wieder zur Feder zu greifen, und da Herr B. mich freundlich benachrichtigt hat, daß er morgen zu Ihnen in die Stadt fahren werde, so will ich diesen Mittwoch-Abend, anstatt denselben, wie seine frühern Namensbrüder, in Ihrer bezaubernden Gesellschaft zu verleben, dazu anwenden, an Sie zu denken und zu schreiben, und Ihre Briefe wieder und wieder zu lesen. Ich bin entzückt von Ihrer Darstellung des Paradieses und von dem Lebensplane, den Sie dort ausführen wollen, und muß insbesondere den Schluß loben, daß wir in der

Zwischenzeit so viel Gutes aus dieser Welt ziehen sollten, als wir nur immer können. Nach meiner Ueberzeugung könnten wir viel mehr Gutes erleben und viel weniger leiden, wenn wir uns in Acht nehmen wollten, nicht zu viel für Pfeifen auszugeben. Denn die meisten der unglücklichen Menschen, denen wir begegnen, haben sich, wie mir scheint, durch Versäumung dieser Vorsicht ihr Schicksal zugezogen. — Sie verstehen mich nicht? — Nun, Sie lieben ja Geschichtchen, und werden's daher entschuldigen, wenn ich eine erzähle, die mich selbst betrifft.

Als ich ein Kind von 7 Jahren war, füllten mir an einem Festtage meine Freunde die Taschen mit Kupfergeld. Ich eilte sofort in einen Laden, wo Spielzeug feilgeboten ward, und, entzückt von dem Schalle einer Pfeife, die ich auf dem Wege dahin in den Händen eines anderen Knaben sah, gab ich meinen ganzen Reichthum dafür hin. Darauf kehrte ich zurück und ging pfeifend durch das ganze Haus, sehr erfreut über meinen Besitz, der aber der ganzen Familie ein Aergerniß war. Als meine Brüder und Schwestern den Handel erfuhren, den ich geschlossen hatte, belehrten sie mich, daß ich das

Vierfache des Werthes für meine Pfeife gegeben habe, hielten mir vor, wie viele gute Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und lachten mich meiner Thorheit wegen so lange aus, bis ich vor Aerger weinte, und die Freude an der Pfeife durch den Kummer der Reue ganz verdrängt war.

Später jedoch ist mir der Vorfall sehr nützlich geworden, weil er einen bleibenden Eindruck in meiner Seele hinterließ, so daß ich oft, wenn ich mich versucht fühlte, etwas Unnöthiges zu kaufen, zu mir selbst sagte: »gieb nicht zu viel für die Pfeife,« und mein Geld behielt.

Als ich heranwuchs, in die Welt kam und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich Viele, sehr Viele zu sehen, die zu viel für die Pfeife gaben.

Wenn ich einen Menschen sah, der zu sehr nach Hofgunst trachtete, und, um diese zu erlangen, seine Zeit in den Vorzimmern der Großen vergeudete, und seine Ruhe, Freiheit und Tugend, vielleicht auch seine Freunde verlor, sagte ich zu mir selbst: »der Mann giebt zu viel für seine Pfeife.«

Wenn ich sah, wie ein Anderer nach Volksgunst strebte, sich deßhalb fortwährend in die politischen Händel mischte, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigte und sich so zu Grunde richtete, sagte ich: »Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife.«

Wenn ich einen Geizhals traf, der jede Behaglichkeit des Lebens, alle Freuden, Anderen Gutes zu thun, alle Achtung seiner Mitbürger und das beseligende Gefühl wohlwollender Freundschaft aufgab — um Schätze zu sammeln, sprach ich: »Armer Mann, du giebst zu viel für deine Pfeife.«

Wenn mir ein Wollüstling begegnete, der jede löbliche Verbesserung seines Geistes und seines Vermögens dem bloßen Sinnenreiz aufopferte, und, um diesen zu befriedigen, seine Gesundheit zerstörte, sagte ich: »Du verirrter Mensch, du bereitest dir Qualen, anstatt Freuden, — du giebst zu viel für deine Pfeife.«

Wenn ich Jemanden sehe, der den äußern Schein liebt und für schöne Kleider, schöne Wohnung, schöne Mobilien, schöne Wagen und Pferde, über sein Vermögen ausgiebt, deßhalb

Schulden macht und seine Laufbahn im Schuldthurm endet, spreche ich: »Ach! der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt.«

Wenn ich sehe, daß ein schönes, sanftmüthiges Mädchen ihre Hand einem bösen, rohen Manne giebt, denke ich: »Wie Schade, daß sie so viel für eine Pfeife giebt.«

Kurz, ich gewahre, daß die Menschen einen großen Theil ihres Unglücks und Elends sich selbst bereiten, weil sie den Werth der Dinge irrig schätzen und »zu viel für ihre Pfeifen geben.«

Doch ich sollte Mitleid haben mit diesen unglücklichen Menschen, wenn ich bedenke, daß es bei aller dieser Weisheit, mit der ich mich brüste, doch gewisse so verführerische Dinge in der Welt giebt (wie z. B. die Aepfel des Königs Johann, die glücklicherweise nicht für Geld zu haben sind), daß, wenn sie öffentlich versteigert würden, ich mich leicht durch den Ankauf zu Grunde richten und so die Erfahrung machen könnte, daß ich nochmals »zu viel für die Pfeife gegeben hätte.«

B. F.

11. Bittschrift an Alle, denen die Aufsicht über die Erziehung anvertraut ist.

Ich wende mich an alle Freunde der Jugend und beschwöre sie, meinem unglücklichen Schicksale ihre mitleidigen Blicke nicht zu entziehen, um die Vorurtheile, deren Opfer ich ward, zu verdrängen. Meine Schwester und ich sind Zwillinge, und die beiden Augen eines Menschen können sich nicht ähnlicher sehen und nicht in besserm Einverständniß mit einander stehen, als wir beide, wenn nur die Parteilichkeit unserer Eltern nicht den kränkendsten Unterschied zwischen uns machte. Von meiner frühen Kindheit an mußte ich meine Schwester als ein Wesen höherer Art betrachten. Mich ließ man ohne allen Unterricht heranwachsen, während an ihrer Erziehung nichts gespart ward. Sie hatte besondre Lehrer, um Schreiben, Zeichnen, Sticken und andere schöne Künste zu lernen; wenn ich aber gelegentlich eine Feder, einen Bleistift oder eine Nadel ergriff, wurden mir bittere Vorwürfe gemacht, und mehr als einmal habe ich Schläge

bekommen, weil ich mich linkisch und unmanierlich benahm. Zwar kann ich nicht leugnen, daß meine Schwester mich bei einigen Gelegenheiten zu ihrer Gehülfin machte, aber sie verfehlte nie, die erste Rolle für sich zu behalten, und bediente sich meiner nur nothgedrungen, oder um an ihrer Seite zu figuriren.

Glauben Sie aber nicht, meine Herren, daß nur Eitelkeit der Grund meiner Beschwerden sei; — nein, meine Unzufriedenheit ist durch einen weit ernsteren Gegenstand veranlaßt. Es ist herkömmlich in unsrer Familie, daß die ganze Sorge für den Unterhalt auf meine Schwester und mich fällt. Wenn nun meine Schwester von irgend einer Krankheit heimgesucht würde — und, im Vertrauen gesagt, sie leidet mitunter an Gicht, Rheumatismus und Krämpfen, anderer Uebel nicht zu gedenken — was sollte da aus unsrer armen Familie werden? Müßten dann unsere Eltern nicht schmerzlich bereuen, zwischen so völlig gleichen Schwestern einen so großen Unterschied gemacht zu haben? Ach! wir würden aus Mangel sterben, denn ich wäre nicht einmal im Stande, eine demüthige Bitte um Unterstützung zu kritzeln, wie ich denn auch jetzt ge-

nöthigt war, mich der Hand eines Andern zu bedienen, um das Gesuch aufzusetzen, das ich Ihnen vorzulegen die Ehre habe.

Darum, meine Herren, haben Sie die Gewogenheit, meinen Eltern die Ungerechtigkeit einer ausschließlichen Liebe begreiflich zu machen, so wie die Nothwendigkeit, ihre Sorgfalt und Zuneigung gleichmäßig unter alle ihre Kinder zu vertheilen. Ich bin, mit tiefster Ehrfurcht,

meine Herren,

Ihre gehorsame Dienerin,
die linke Hand.

---

12. Das schöne und das häßliche Bein.

Es giebt zwei Arten von Menschen in der Welt, von welchen, bei gleichem Grade der Gesundheit, des Wohlstandes und anderer Vorzüge, die einen glücklich, die andern unglücklich werden. Dies beruht großentheils auf den verschiedenen Gesichtspunkten, aus welchen sie die Dinge, Personen und Begebenheiten betrachten, und auf

der Wirkung dieser Gesichtspunkte auf ihr eigenes Gemüth.

In jeder Lage, in welche die Menschen nur gelangen können, wird man Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten gewahren; in jeder Gesellschaft wird man mehr oder weniger angenehme Personen und Unterhaltungen finden; auf jedem Tische wird man Essen und Trinken von besserem und schlechterem Geschmack, so wie besser und schlechter servirte Schüsseln antreffen; unter jedem Himmelsstrich wird man gutes und schlechtes Wetter erleben; unter jeder Regierung wird man gute und schlechte Gesetze, so wie eine gute und eine schlechte Handhabung derselben bemerken; in jedem Gedichte, oder anderen Geistesprodukte, wird man Fehler und Schönheiten, und fast in jedem Gesichte und jeder Person wird man schöne und fehlerhafte Züge, gute und üble Eigenschaften entdecken können.

Unter diesen Umständen heften die beiden obenerwähnten Arten der Menschen ihre Aufmerksamkeit entweder auf die eine, oder auf die andere Seite. Wer die Anlage hat, glücklich zu werden, beachtet die Annehmlichkeiten der Dinge, die erfreulichen Theile der Unterhaltung, die

wohlbereiteten Schüsseln, die Güte der Weine, das schöne Wetter u. s. w., und genießt Alles mit Heiterkeit. Wer zum Unglück bestimmt ist, denkt und spricht nur über die entgegengesetzte Seite, ist daher selbst beständig unzufrieden, versauert durch seine Bemerkungen die Freuden der Gesellschaft, vergißt sich oft bis zu persönlichen Beleidigungen und macht sich überall unerträglich. Wenn diese Richtung des Gemüths in der Natur begründet wäre, dann würden die unglücklichen Menschen um so mehr zu bedauern sein. Allein da die Neigung zu kritisiren und Alles widerlich zu finden vielleicht ursprünglich durch Nachahmung angenommen und unvermerkt zu einer Gewohnheit geworden ist, die, unerachtet ihres gegenwärtigen, mächtigen Einflusses, dennoch geheilt werden kann, wenn die, welchen sie eigen ist, nur erst von der ihrem Glücke verderblichen Wirkung überzeugt sind; so hoffe ich, daß diese kleine Ermahnung ihnen zum Nutzen gereichen und sie bewegen könne, eine Gewohnheit abzulegen, die zwar in der Ausübung vorzüglich die Einbildungskraft beschäftigt, aber dennoch ernste Folgen für's Leben hat, da sie wahres Elend und Ungemach nach sich zieht. Denn

da Viele von diesen Leuten beleidigt werden und Keiner sie liebt, so beweis't ihnen auch Niemand mehr, als die allergewöhnlichsten Höflichkeiten, und kaum diese; wodurch sie denn häufig übler Laune und darauf in Streit und Zwist verwickelt werden. Wenn sie nach Erhöhung ihres Ranges und Verbesserung ihrer Umstände streben, wünscht ihnen Niemand Glück, viel weniger rührt Jemand Fuß oder Zunge, um ihre Absichten zu befördern. Wenn öffentlicher Tadel oder Unwille sie trifft, wird Niemand sie vertheidigen oder entschuldigen, vielmehr wird Mancher mit einstimmen, ihr Betragen in noch nachtheiligeres Licht zu stellen und sie ganz verächtlich zu machen. Wenn diese Menschen ihre schlechte Gewohnheit nicht ablegen und sich herablassen wollen, an dem Gefälligen Gefallen zu finden, ohne sich und Andere über das Gegentheil zu ärgern, so thun Andere wohl, ihren Umgang zu meiden, der immer unangenehm und zuweilen lästig ist, besonders wenn man in ihre Zänkereien verwickelt wird.

Ein alter, mir befreundeter Philosoph war aus Erfahrung in diesem Punkte sehr vorsichtig geworden und vermied ängstlich jede nähere Be-

kanntschaft mit solchen Leuten. Er besaß, gleich andern Philosophen, ein Thermometer und ein Barometer, um den Wärmegrad und die Beschaffenheit der Luft zu beobachten und daraus auf die wahrscheinliche Veränderung des Wetters zu schließen; da aber kein Instrument erfunden war, um auf den ersten Anblick diese unangenehme Gemüthsstimmung in einem Menschen zu entdecken, so bediente er sich zu diesem Zwecke seiner Beine, von denen das eine ungewöhnlich wohlgebaut, das andere, durch einen Unglücksfall, krumm geworden und entstellt war. Wenn ein Fremder, beim ersten Zusammentreffen, seine Blicke mehr auf das häßliche als auf das hübsche Bein richtete, so war er ihm verdächtig; sprach er aber von jenem, ohne das letztere zu beachten, so war das für meinen Philosophen hinreichend, sich nicht weiter mit ihm einzulassen. — Nicht jeder besitzt ein solches zweibeiniges Instrument; wer aber einiger Aufmerksamkeit fähig ist, der wird ohne Mühe gewisse Zeichen jener unzufriedenen, tadelsüchtigen Gemüthsstimmung bemerken und denselben Entschluß fassen, den Umgang der davon angesteckten Menschen zu meiden. Deßhalb ist mein Rath an diese krittelnden, streit=

süchtigen, mißvergnügten und unglücklichen Menschen, wenn ihrer Mitmenschen Achtung und Liebe und ihr eigenes Glück ihnen wünschenswerth scheint, künftig nicht mehr nach dem häßlichen Beine zu sehen.

---

13. Ein ökonomisches Projekt.

(An die Herausgeber des Journals von Paris.)

Meine Herren,

Sie unterhalten uns oft durch Berichte über neue Entdeckungen. Erlauben Sie mir, durch Ihr Blatt dem Publikum eine mitzutheilen, die ich neulich selbst gemacht habe, und die, wie ich glaube, von großem Nutzen sein kann.

Ich war neulich Abends in einer großen Gesellschaft, wo die neue Lampe der Herren Quinquet und Lange, ihres glänzenden Lichtes wegen, sehr bewundert ward. Man fragte aber allgemein, ob das vermehrte Licht verhältnißmäßig nicht auch so viel mehr Oel erfordere, in welchem Falle nichts dadurch erspart werden wür-

de. Keiner der Anwesenden konnte darüber Auskunft geben, die jedoch Allen nothwendig schien, weil es unfehlbar sehr wünschenswerth sei, wo möglich die Unkosten der Zimmererleuchtung zu vermindern, da die Ausgaben für alle übrigen Bedürfnisse des Haushalts so bedeutend gestiegen wären. Mich erfreute dieser allgemein ausgesprochene Sinn für Oekonomie, die ich außerordentlich liebe.

Drei oder vier Stunden nach Mitternacht ging ich nach Hause und zu Bett, den Kopf voll von diesem Gegenstande. Ein zufälliges, plötzliches Geräusch weckte mich um 6 Uhr Morgens, und ich erstaunte, mein Zimmer hell erleuchtet zu sehen. Anfangs glaubte ich, man habe mir eine Menge jener neuen Lampen gebracht; als ich mir aber die Augen rieb, ward mir's klar, daß das Licht durch's Fenster hineinfalle. Ich stand auf und sah hinaus, um die Ursache zu entdecken, und gewahrte, daß so eben die Sonne aufging und ihre Strahlen reichlich in mein Zimmer warf, indem die Dienstboten nachlässigerweise vergessen hatten, Abends zuvor die Fensterladen zuzumachen.

Ich sah nach meiner Uhr, welche sehr richtig

geht; es war wirklich erst 6 Uhr. Noch im Zweifel, ob die Sonne wirklich so früh aufgehen könne, nahm ich den Kalender zur Hand, und fand dieselbe Stunde für ihren Aufgang angegeben. Nun sah ich weiter nach und erfuhr, daß sie, bis gegen Ende Juni, täglich noch immer früher aufgehen werde und im Laufe des ganzen Jahres nie später, als acht Uhr Morgens. Ihre Leser, die bisher, so wenig wie ich, vor der Mittagsstunde ein Zeichen des Sonnenscheins erblickt haben werden, und selten einen Blick in den astronomischen Theil des Kalenders werfen, werden auch eben so verwundert sein, als ich es war, wenn sie von diesem frühen Sonnenaufgang hören, und um so mehr, wenn ich sie versichere, daß die Sonne auch gleich Licht giebt, so wie sie aufgegangen ist. Ich bin davon überzeugt. Ich bin von dieser Thatsache so gewiß, als man es von irgend einer Thatsache sein kann. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen; und als ich die Beobachtung an den drei folgenden Morgen wiederholte, zeigte sich stets genau dasselbe Ergebniß.

Und dennoch (so pflegt es ja zu gehen), wenn ich von dieser Entdeckung zu Anderen spreche,

lese ich in ihren Gesichtszügen, daß sie mir keinen vollen Glauben schenken, wenn sie ihre Zweifel auch nicht in Worten ausdrücken. Einer, ein gelehrter Naturphilosoph, behauptete sogar, daß ich, in Betreff des Hineindringens des Lichts in meine Stube, durchaus im Irrthum sein müsse; denn da es bekannt sei, wie er sagt, daß um die genannte Stunde draußen kein Licht sei, so könne auch unmöglich Licht von außen hineindringen; meine Fenster, welche zufällig offen standen, hätten daher keineswegs dazu gedient, das Licht herein-, sondern nur, die Dunkelheit hinaus zu lassen, und er bediente sich vieler geistreichen Beweisgründe, um mir zu zeigen, wie ich mich auf diese Weise getäuscht haben könne. Ich gestehe, daß er mich anfangs ein wenig irre machte; aber er konnte mich doch nicht überführen, und die folgenden Beobachtungen, deren ich erwähnte, bestätigten meine erste Meinung.

Dieses Ereigniß hat mich auf verschiedene ernste und wichtige Gedanken geführt. Wäre ich nicht so früh geweckt worden, so hätte ich sechs Stunden länger bei Sonnenschein geschlafen und dagegen in der folgenden Nacht sechs Stunden bei Kerzenlicht gewacht; da aber dieses weit kost-

spieliger ist, als jenes, so bewog mich meine Liebe zur Sparsamkeit, das Wenige, was mir von der Arithmetik zu Gebote stand, zusammen zu raffen und einige Berechnungen anzustellen, die ich Ihnen mittheilen werde. Zuvor nur noch die Bemerkung, daß, nach meiner Ansicht, die Nützlichkeit den Werth einer jeden Erfindung bedingt, und daß eine Entdeckung gar nichts taugt, wenn sie nicht zu einem bestimmten Zwecke taugt, nicht auf irgend eine Art nützlich angewandt werden kann.

Ich nehme an, daß in Paris 100,000 Familien seien, und daß jede Familie des Nachts im Durchschnitt stündlich ein halbes Pfund Wachs- oder Talglicht verbrenne. Ich glaube nicht, daß dieser Durchschnitt zu hoch angesetzt ist; wenn auch vielleicht Einige weniger verbrennen, so weiß ich doch gewiß, daß Viele weit mehr verbrauchen. Ferner nehme ich, als Mittelzeit zwischen dem Aufgang der Sonne und der Stunde, da wir uns erheben, sieben Stunden an, da die Sonne in den sechs kommenden Monaten sechs bis acht Stunden vor Mittag aufgeht; wir brennen mithin sieben Stunden hindurch Licht. Nun haben wir vom 20. März bis zum 20. September

183 Nächte; in jeder Nacht 7 Stunden, giebt 1281 Stunden für jede Familie, also für Paris 128,100,000 Stunden; in jeder Stunde ein halbes Pfund Licht, giebt 64,050,000 Pfund Wachs- und Talglicht; dieses, im Durchschnitt zu 30 sols gerechnet, macht die ungeheure Summe von 96,075,000 Livres tournois, welche die Stadt Paris jährlich ersparen könnte, wenn sie, anstatt der Kerzen, sich des Sonnenscheins bedienen wollte.

Wenn man dagegen einwendet, meine Entdeckung werde wenig fruchten, weil die Menschen gar zu fest an alten Gewohnheiten hingen, und es daher sehr schwierig sein würde, sie zu bewegen, vor Mittag aufzustehen, so ist meine Antwort: Nil desperandum. Ein jeder, der gesunden Menschenverstand besitzt, wird, sobald er aus diesem Aufsatze erfahren hat, daß es heller Tag ist, wenn die Sonne aufgeht, ohne Zweifel sich bestreben, mit ihr aufzustehen; und für die Uebrigen will ich folgende Zwangsmaßregeln in Vorschlag bringen.

Erstens: Eine Abgabe von Einem Louisd'or für jedes Fenster, das mit Laden versehen ist, um das Sonnenlicht auszuschließen.

Zweitens: Dieselbe heilsame Polizeiverfügung in Betreff der Lichter, die uns im vorigen Winter bewog, so sparsam mit Holz zu sein, nämlich einen Polizeidiener in jeder Bude, wo Wachs- oder Talglicht verkauft wird, mit dem Befehl, darauf zu sehen, daß keine Familie mehr als ein Pfund wöchentlich erhalte.

Drittens: Wachen in den Straßen, mit dem Auftrage, nach Sonnenuntergang alle Kutschen anzuhalten, wenn nicht Aerzte, Chirurgen oder Hebammen darin gefahren werden.

Viertens: Jeden Morgen bei Sonnenaufgang Glockengeläute von allen Kirchen, und, wenn das nicht hilft, Kanonendonner in jeder Straße, um die Faullenzer aufzuwecken und ihnen die Augen zu öffnen, daß sie ihr eigenes Beste wahrnehmen.

Alle Schwierigkeit liegt in den ersten zwei oder drei Tagen; dann wird die Reformation so natürlich und leicht sein, wie die jetzige Unregelmäßigkeit, denn: ce n'est que le premier cas qui coûte. Wer gezwungen ist, um vier Uhr Morgens aufzustehen, wird wahrscheinlich Abends acht Uhr gern zu Bette gehen, und wenn er dann acht Stunden geschlafen hat, wird er

am folgenden Morgen schon williger sein, um vier Uhr aufzustehen. Aber die erwähnte Summe von 96 Millionen Livres ist nicht Alles, was durch meinen ökonomischen Plan erspart werden kann. Sie werden bemerkt haben, daß ich nur eine Hälfte des Jahres berechnet habe; in der andern kann auch viel gespart werden, obgleich die Tage dann kürzer sind. Außerdem wird die große Masse von Wachs und Talg, welche während des Sommers unverbraucht bleibt, wahrscheinlich für die folgenden Winter die Lichter weit wohlfeiler machen, und auch den Preis niedrig erhalten, so lange die vorgeschlagene Aenderung beachtet wird.

Für die große Wohlthat dieser Entdeckung, welche ich dem Publikum so ohne Rückhalt mittheile, verlange ich weder Anstellung noch Pension, noch ausschließliches Privilegium, noch irgend eine andere Belohnung. Nur auf die Ehre will ich Anspruch machen. Doch es wird nicht an kleinlichen Neidern fehlen, die mir auch das nicht gönnen, und behaupten werden, daß meine Entdeckung schon den Alten bekannt war, welche Behauptung sie vielleicht gar mit Stellen aus alten Büchern belegen können. Ich will diesen

Menschen nicht abstreiten, daß den Alten die Stunden des Sonnenaufgangs bekannt gewesen; vielleicht hatten sie Kalender, wie wir, in welchen diese Stunden vorausberechnet waren; daraus folgt aber nicht, daß sie auch wußten, daß die Sonne gleich beim Aufgange Licht gebe. Das ist's, was ich als meine Entdeckung in Anspruch nehme. Wenn die Alten es wußten, so hat man es gewiß långst vergessen, denn den Neuern, wenigstens den Parisern, war es zuverlåssig unbekannt, was aus folgendem, einfachen Beweisgrunde genugsam erhellt. Sie sind eben so unterrichtete, verståndige und kluge Leute, als die Bewohner irgend eines andern Orts, und bekennen alle, wie ich, die Sparsamkeit zu lieben; auch haben sie, der vielen, schweren Abgaben wegen, die zur Befriedigung der Staatsbedůrfnisse von ihnen verlangt werden, gewiß sehr trifftigen Grund, sparsam zu sein. Ich erklåre es fůr unmöglich, daß so verståndige Leute, unter solchen Umstånden, so lange Zeit bei dampfendem, ungesunden und entsetzlich kostspieligen Kerzenlichte gelebt haben sollten, wenn sie wirklich gewußt håtten, daß sie eben so viel reines

Licht von der Sonne umsonst erhalten könnten. Ich bin 2c.

Ein Subscribent.

---

14. Bericht über das höchste Gericht in Pensylvanien, das Gericht der Presse.

(Für die Federal-Gazette, den 12. Sept. 1789.)

Die Macht dieses Gerichts.

Es kann Klagen aller Art gegen die Bürger des Staats aus allen Klassen und Ständen, und selbst gegen alle niederen Gerichtshöfe, annehmen und bekannt machen, und nicht allein einzelne Privatpersonen, sondern auch öffentliche Corporationen, mit oder ohne Untersuchung und Verhör, ganz nach eigener Willkühr, richten, verurtheilen und zur Infamie verdammen.

Zu wessen Gunsten und Vortheil dieses Gericht begründet worden ist.

Zu Gunsten eines Bürgers unter fünf Hunderten, der durch Erziehung und Uebung im

Schreiben, in Bezug auf Sprachregeln und Wortfolge, einen so leidlichen Styl sich erworben hat, daß seine Schreibereien allenfalls gedruckt werden können, oder der im Besitz einer Druckerpresse und einiger Lettern ist. Dieser fünfhundertste Theil der Staatsbürger hat das Privilegium, die übrigen vierhundert neun und neunzig Theile nach Gefallen anzuklagen und zu verläumden, oder seine Feder und seine Presse zu diesem Zwecke an Andere zu vermiethen.

Das Verfahren dieses Gerichtshofes.

Er richtet sich nach keiner der Regeln, die bei den gewöhnlichen Gerichtshöfen gelten. Der Beschuldigte genießt nicht der Wohlthat eines großen Geschwornen-Gerichts, um die Wahrheit der Anklage vor deren öffentlicher Bekanntmachung zu prüfen; er erfährt nicht den Namen des Anklägers, und erhält keine Gelegenheit, die Zeugen gegen ihn zu confrontiren, denn diese werden geheim gehalten, wie bei der Spanischen Inquisition. Selbst ein kleines Geschwornen-Gericht, zur Untersuchung der Beschuldigung durch seines Gleichen, ist ihm versagt. Auch ist das Verfahren oft so rasch, daß ein ehrlicher,

guter Bürger sich plötzlich und unerwartet angeklagt, und vielleicht an demselben Morgen gerichtet, verurtheilt und öffentlich für einen Spitzbuben oder Schurken erklärt sieht. Und dennoch nimmt jeder Beamte dieses Gerichts, wenn er eines amtlichen Verfahrens halber den geringsten Verweis bekommt, sogleich die verfassungsmäßigen Rechte eines freien Bürgers in Anspruch, verlangt, seinen Ankläger zu erfahren, die Zeugen confrontirt zu sehen und durch ein Geschwornen-Gericht aus seines Gleichen in aller Ordnung gerichtet zu werden.

Der Grund seiner Gewalt.

Diese soll sich auf einen Artikel der Staatsverfassung gründen, welcher die **Freiheit der Presse** zum Gesetz macht, eine Freiheit, für welche jeder Pensylvanier sein Leben wagen würde, obgleich von dem Wesen und Umfange derselben wol nur Wenige von uns klare Begriffe haben. Sie scheint in der That einige Aehnlichkeit mit jener Freiheit der Presse zu haben, welche nach dem gemeinen Recht in England den Verbrechern vor der Ueberführung die Wahl läßt, ob sie zu Tode **gepreßt** oder gehängt werden wol-

len. Wenn unter »Freiheit der Presse« nichts anderes verstanden würde, als die Freiheit, über die Zweckmäßigkeit öffentlicher Maßregeln und Richtigkeit politischer Ansichten öffentlich zu verhandeln, dann können wir nie zu viel davon haben; ist dagegen die Freiheit gemeint, sich einander zu beschimpfen, zu verläumden und zu entehren, so will ich, was mich betrifft, gern auf meinen Antheil daran verzichten, so bald es den Gesetzgebern beliebt, das Gesetz zu verändern, und will mit Freuden meine Freiheit, Andere zu mißhandeln, gegen das Privilegium vertauschen, selbst nicht mißhandelt zu werden.

Von wem dieser Gerichtshof ernannt oder constituirt ist.

Nicht durch den, mit der ausübenden Gewalt bekleideten höchsten Rath, der die Fähigkeiten, die Rechtlichkeit, die Kenntnisse ꝛc. der Personen, welchen die schwierige Aufgabe anvertraut werden soll, über den Charakter und Ruf der Bürger zu entscheiden, zuvor prüfen könnte, — denn dieses Gericht steht über jenem Rath, und kann denselben nach Gefallen anklagen, richten und verurtheilen. Auch ist die Richterwürde

nicht erblich, wie bei dem Court of dernier resort der Peers von England. Nein — jeder Mensch, der sich Feder, Tinte und Papier zu verschaffen weiß, nebst einer Druckerpresse, einigen Lettern und einem Paar großer Ballen zum Anschwärzen, kann sich selbst ernennen und seinen Gerichtshof sofort in den vollen Besitz seiner Rechte setzen. Denn erlaubst du dir die geringste Beschwerde über des Richters Betragen, so drückt er dir, wo er dich antrifft, seine schwarzen Ballen in's Gesicht und zeichnet dich als einen Feind der Preßfreiheit, um dich beim Publikum verhaßt zu machen, indem er noch überdies deinen Privatcharakter in Fetzen zerreißt.

Die natürliche Stütze dieses Gerichts

ist gegründet auf der Verderbtheit solcher Gemüther, die weder durch Religion, noch durch gute Erziehung veredelt sind.

»Kein Zauber kann die Lust im Menschen binden,
Laut seines Nachbars Schande zu verkünden.«

Daher:

»Die Schande fliegt umher in ew'ger Jugend;
Doch, kaum geboren, stirbt die edle Tugend.«

Dryden.

Wen's verdrießt, seines Nachbars Lob zu hören, den wird das Gegentheil erfreuen; und solcher Menschen, die daran verzweifeln, durch eigene Tugenden zur Auszeichnung sich zu erheben, und sich glücklich fühlen, wenn sie Andere zu ihrer seichten Ebene hinabdrücken können, giebt es in jeder großen Stadt eine hinreichende Anzahl, um durch ihre Subscription einen jener Gerichtshöfe zu unterhalten. Ein feiner Beobachter sagte einst: wenn man bei Glatteis auf den Straßen gehe, könne man die Wohnungen der wohlwollenden Menschen leicht an der Asche erkennen, die vor ihren Thüren ausgestreut sei; wahrscheinlich würde er über die Sinnesart derjenigen Personen, die er mit einer solchen Subscription beschäftigt fände, ein anderes Urtheil fällen.

Wirksame Beschränkungen des Mißbrauchs der Gewalt dieser Gerichte.

Bisher gab es deren keine. Da jedoch so Vieles über die Bundes-Verfassung geschrieben und gedruckt, und die Nothwendigkeit der Beschränkungen in allen übrigen Zweigen einer guten Regierung so klar und gründlich dargethan

ist, so fühle ich mich in so weit erleuchtet, daß ich vermuthen muß, auch für diesen Zweig möge es eine wirksame Beschränkung geben; nur wollte mir's nicht gelingen, irgend eine zu ersinnen, die nicht als ein Eingriff in die geheiligte Freiheit der Presse dargestellt werden könnte. Endlich aber glaube ich eine gefunden zu haben, wobei die allgemeine Freiheit nicht nur nicht verlieren, sondern gewinnen wird, nämlich, dem Volke eine Art der Freiheit, deren es durch unsre Gesetze beraubt worden ist, wiederzugeben, — ich meine die Freiheit des Prügels. Wenn in dem rohen Zustande der Gesellschaft, da es noch keine Gesetze gab, Einer den Andern durch Worte beschimpfte, antwortete der Beleidigte mit einer Ohrfeige, und wenn diese erwiedert ward, mit Prügeln, und zwar ohne gegen irgend ein Gesetz zu verstoßen. Jetzt ist uns aber das Recht einer solchen Vergeltung verwehrt und wird als Friedensbruch bestraft, während das Recht, zu schmähen, in voller Kraft geblieben ist, indem die dagegen bestehenden Gesetze durch die Freiheit der Presse unwirksam gemacht werden.

Mein Vorschlag ist daher, die Freiheit der Presse unangetastet, in ihrer vollen Ausdehnung,

Gewalt und Kraft bestehen, aber die Freiheit des Prügels gleichen Schritt mit ihr gehen zu lassen. Wenn dann, ihr lieben Mitbürger, ein unverschämter Schriftsteller euern Ruf antastet, der euch vielleicht theurer ist, als euer Leben, und seinen Namen unter die Anklage setzt, so könnt ihr eben so offen zu ihm hingehen und ihm die Knochen zerschlagen. Wenn er sich hinter den Drucker versteckt, und ihr könnt dennoch herausbringen, wer er ist, so dürft ihr ihm auf gleiche Weise bei Nacht auflauern, ihn von hinten überfallen und tüchtig durchprügeln. So weit geht mein Vorschlag in Betreff der Privat-Rache und Wiedervergeltung. Wenn aber das Publikum durch das Betragen solcher Scribenten sich beleidigt fühlte, wie es der Fall sein sollte, dann möchte ich nicht rathen, gleich zu diesen äußersten Mitteln zu schreiten; man sollte sich dann vielmehr damit begnügen, jene Menschen anzutheeren, mit Federn zu bewerfen und auf einer wollenen Decke zu prellen.

Sollte man vielleicht der Meinung sein, daß dieser Vorschlag die öffentliche Ruhe stören könne, dann möchte ich unsern Gesetzgebern ganz ergebenst anempfehlen, beide Freiheiten, die der Presse

und die des Prügels, in Erwägung zu ziehen, ihre Ausdehnung und Grenzen durch ein bestimmtes Gesetz zu bezeichnen, und künftig nicht allein für die Sicherheit der Person, sondern eben sowohl für die Sicherheit des Namens der Staatsbürger Sorge zu tragen.

---

15. Die Ephemere, oder Eintags-Fliege.

Ein Bild des menschlichen Lebens.

An Madame Brillon in Passy,

geschrieben im Jahre 1778.

Vielleicht, theure Freundin, ist es Ihnen noch erinnerlich, daß ich neulich, als wir in dem entzückenden Garten und der süßen Gesellschaft in Neu-Mählen einen glücklichen Tag mit einander verlebten, auf einem unserer Spaziergänge stille stand und eine Weile hinter der Gesellschaft zurückblieb. Man hatte uns unzählige Leichen von einer besondern Art kleiner Fliegen gezeigt und uns erzählt, daß mehrere auf einander fol-

gende Generationen derselben innerhalb eines Tages ihr Leben begonnen und beschlossen.

Zufällig erblickte ich, auf einem Blatte versammelt, eine lebendige Gesellschaft solcher Thierchen, die sich mit einander zu unterhalten schienen. Ich verstehe alle niedern Thiersprachen, wie Sie wissen; mein zu großer Eifer bei der Erlernung derselben ist die einzige Entschuldigung, die ich in Betreff meiner geringen Fortschritte in Ihrer bezaubernden Sprache anzuführen weiß. Neugierig horchte ich dem Gespräche dieser kleinen Geschöpfe; in ihrer volksthümlichen Lebhaftigkeit sprachen aber gewöhnlich drei oder vier zugleich, so daß ich nicht gar viel verstehen konnte. So viel konnte ich indeß aus einzelnen, dann und wann hörbaren Aeußerungen entnehmen, daß sie in heftigem Streit waren über das Verdienst zweier fremder Musiker, einer Mücke und eines Muskito, und mit diesem Streite vergeudeten sie ihre Zeit, scheinbar so unbekümmert um die Kürze ihres Daseins, als ob sie die Gewißheit hätten, einen Monat zu leben. Glückliches Völkchen, dachte ich, du lebst ohne Zweifel unter einer weisen, gerechten und milden Regierung, da du über keinen öffentlichen Druck dich zu beklagen, und

keinen andern Gegenstand des Streites hast, als die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit fremder Musiker. Ich wandte mich von ihnen ab zu einem alten Graukopf, der einsam auf einem andern Blatte saß und ein für mich so unterhaltendes Selbstgespräch führte, daß ich es niederschrieb, mit der Hoffnung, es werde auch sie erfreuen, der ich für die ergötzlichste aller Freuden, für ihre bezaubernde Gesellschaft und ihre himmlische Harmonie, so unendlich verpflichtet bin. Der Alte sprach: »Nach der Meinung gelehrter Philosophen unsres Geschlechts, die lange vor meiner Zeit lebten und blühten, sollte das Dasein dieser weiten Welt, Neu-Mühlen, selbst nicht über 18 Stunden dauern, und ich glaube, diese Meinung hatte einigen Grund für sich, da das große Licht, welches die ganze Natur belebt, sich offenbar bewegt und zu meiner Zeit sich beträchtlich hinabgesenkt hat, dem großen Meere zu, an der äußersten Grenze unserer Erde, wo sein Lauf enden und sein Glanz in den uns umgebenden Wassern erlöschen muß, worauf Kälte und Finsterniß die ganze Welt überziehen und nothwendig allgemeinen Tod und Untergang zur Folge haben werden. Ich habe sieben solcher

Stunden gelebt, ein hohes Alter, nicht weniger als vier hundert und zwanzig Minuten der Zeit. Wie Wenige leben so lange! Ich habe Generationen entstehen, blühen und vergehen gesehn Meine jetzigen Freunde sind die Kinder und Enkel der Freunde meiner Jugend, welche jetzt, ach! nicht mehr sind. Und bald werde auch ich nicht mehr sein, denn obgleich ich mich noch gesund fühle, kann ich doch nach dem Laufe der Natur nicht erwarten, noch mehr als sieben oder acht Minuten zu leben. Wozu nützt jetzt alle meine Mühe und Arbeit, um den Honigthau auf diesem Blatte zu sammeln, den ich doch nicht mehr genießen kann? Wozu nützen die politischen Kämpfe, in die ich zum Besten meiner Mitbrüder, der Bewohner dieses Busches, mich verwickelte? Wozu endlich die philosophischen Forschungen zum Heil unseres Geschlechts im Allgemeinen? — Denn was die Politik betrifft, was vermögen Gesetze ohne Sitten? Das gegenwärtige Geschlecht der Ephemeren wird, gleich denen auf anderen und älteren Büschen, in einer Reihe von Minuten verderbt und mithin auch nicht weniger unglücklich sein. Und in Betreff der Philosophie — wie gering ist unser Fortschreiten. Ach!

die Kunst ist lang, das Leben kurz! Meine Freunde möchten mich mit dem Gedanken trösten, daß ich, wie sie sagen, einen Namen hinterlassen werde, und stellen mir vor, ich habe nach den Gesetzen der Natur sowohl, als für meinen Ruhm, lange genug gelebt. Was ist aber der Nachruf für eine Ephemere, die nicht mehr da ist? Und was wird aus aller Geschichte werden, wenn in der achtzehnten Stunde das ganze Weltall, ja ganz Neu-Mühlen, sein Ende erreicht und in der allgemeinen Zerstörung begraben wird?«

Mir bleiben, nach all' meinem eifrigen Streben, keine wahren Freuden mehr, als die Erinnerung eines langen, mit gutem Willen vollbrachten Lebens, die sinnige Unterhaltung einiger guten weiblichen Ephemeren, und dann und wann ein freundliches Lächeln und ein Wohllaut der ewig liebenswürdigen Brillante.

B. F.

---

16. Briefe freundschaftlichen und launigen Inhalts.

a. An Mistreß Thompson.

Paris, den 8. Febr. 1777.

Sie garstige Frau, wie können Sie so vorschnell und so frech sein, mich Rebell zu nennen? Sie sollten hübsch den Ausgang abwarten; dann wird sich's erst zeigen, ob es Rebellion, oder nur Revolution war. Hier (in Paris) sind die Damen höflicher, sie nennen uns Insurgenten — ein Charakter, der ihnen in der Regel gefällt; und mich dünkt, alle Frauen, welche unter der Tyrannei eines schlechten Eheherrn schmachten oder geschmachtet haben, sollten mit Revolutionsgrundsätzen vertraut sein und danach handeln. —

Bei meiner Rückkehr aus Canada, wo ich auf vierzehn Tage ein Stück von einem Gouverneur war, (und ich sollte meinen ein gutes) fand ich in Newyork die liebe Mistreß Barrow noch im ruhigen Besitze ihres Hauses. Sie lobte die gute Aufführung unserer Kriegsleute, insbe=

sondere gegen sie. Ich erwiederte: wenn die Leute Sie schlecht behandelt hätten, so wäre ich Tory geworden. »Dann wollte ich, sie hätten es« — sagte sie, mit der ihr so eigenthümlichen angenehmen Heiterkeit. Denn Sie müssen wissen, die Barrow ist Tory, so gut wie Sie, und kann eben so leichtfertig Rebell sagen. — Wie freut es mich, daß es C—s und H—s so gut geht! Bitte, wenn Sie's noch nicht gelernt haben, so lernen Sie, gleich mir, froh sein über Anderer Freude und glücklich in ihrem Glücke, wenn Ihnen selbst eben keines beschieden ist. Dann werden Sie vielleicht des Ortes, den Sie selbst zu Ihrem Aufenthalt wählten, nicht so bald überdrüssig werden und nicht mehr so gerne umherstreichen, um Ihrem Ennui zu entgehen. Ich glaube, Sie haben den Grund selbst getroffen, weßhalb Ihnen St. Omer zuwider war, — Sie waren nicht bei Laune, und das ist die natürliche Folge von Vollaufhaben und Nichtsthun. Nur einen Monat in Bridewell bei Wasser und Brod Hanf klopfen, das würde Ihnen Gesundheit und Lebensmuth geben und, für die Zukunft, Heiterkeit und Zufriedenheit mit jeder andern Lage. Daher, meine Theuerste, muß ich Ihnen,

aus reinem, guten Willen, eine solche Lebensweise verordnen, und zwar ohne Arbeitslohn. Und, das lassen Sie sich ein für alle Mal gesagt sein, wenn Sie nicht besserer Laune werden, wird Ihnen weder Brüssel noch Lille behagen. Sie erkundigen sich nach der Theurung an diesen Orten, — davon weiß ich wahrlich nichts, bin aber gewiß, daß eine einzelne Frau, wie Sie, mit 200 Pfund Sterling jährlicher Einnahme, sich bei einiger Oekonomie überall behaglich ernähren könnte, und mich noch obendrein. Doch, laden Sie mich nicht zu ernstlich ein, zu kommen und mit Ihnen zu leben; denn da ich hier angestellt bin, so dürfte ich nicht einwilligen, und bin doch nicht gewiß, ob ich im Stande wäre, es abzuschlagen. — Den beiden Damen C. und H. meine Empfehlung; ob ich gleich nicht die Ehre habe, sie zu kennen, so müssen sie doch gescheite Frauen sein, weil sie, wie ich von Ihnen höre, Freundinnen der Amerikanischen Sache sind. — Ich weiß, Sie möchten mich gerne sehen; da das aber nicht angeht, so will ich mich selbst hier beschreiben. Stellen Sie sich mein Bild vor — eben so frisch, als vormals, und eben so kräftig und derbe, nur ein paar Jahre

älter; sehr einfach gekleidet, mit meinem schlichten grauen Haar, das unter meiner einzigen Coëffure, einer feinen Pelzkappe, hervorguckt, welche meine Stirn fast bis zur Brille bedeckt. Denken Sie sich, wie das aussehen muß zwischen den gepuderten Köpfen von Paris! Ich wünschte, alle Damen und Herren in Frankreich erzeigten mir die Artigkeit, sich nach meiner Mode zu richten, ihre Haare selbst zu kämmen, wie ich die meinigen, ihre Friseurs zu entlassen, und mir die Hälfte von dem Gelde zu geben, das diese bisher erhielten. Sehen Sie, die feine Welt könnte das wohl prästiren; ich würde dann alle jene Friseurs (und deren giebt es wenigstens 100,000) enrolliren und von dem erwähnten Gelde besolden lassen, und dann mit ihnen einen Besuch in England machen, um die Köpfe Ihrer Minister und — zu dressiren, die, wie ich merke, ein wenig derangirt sind. Adieu, Tollkopf!

b. An Mistreß Bache (Franklins Tochter).

Passy, d. 3. Juni 1779.

— Entzückt hat mich die Erzählung von Deinem Fleiße, von der selbstgesponnenen Tisch-

wäsche ꝛc., aber der Nachsatz, daß Du Leinwand aus Holland bestellt habest, weil Flachs und Weberlohn bei Euch so theuer geworden wären, ach! das kühlte mein Entzücken bedeutend ab, und Dein Auftrag, Dir lange schwarze Nadeln und Spitzen und Federn! aus Frankreich zu schicken, machte mich so übel, als ob Du mir die Erdbeeren mit Salz bestreut hättest. — Das Spinnrad, sehe ich, ist auf die Seite geschoben, und Du willst Dich zu einem Balle ankleiden. Du scheinst also nicht zu wissen, liebe Tochter, daß von allen kostbaren Dingen in der Welt, Unheil ausgenommen, die Eitelkeit das kostbarste ist. — Als ich den Anfang Deines Berichts über die hohen Waarenpreise las: »ein Paar Handschuhe 7 Dollars, eine Yard Gaze 24 Dollars«, und, daß jetzt ein beträchtliches Vermögen dazu gehöre, um eine Familie auf ganz schlichtem Fuß zu unterhalten, — da erwartete ich, Du würdest mir zum Schlusse sagen, jeder Mensch sei deßhalb fleißig und mäßig geworden, und kaum wollte ich meinen Augen trauen, als ich weiter las, daß noch nie so viel Putz und Lustbarkeit im Gange gewesen sei, und daß Du selbst schwarze Nadeln und Federn! aus Frankreich begehrst,

um, wie ich mir denke, nach der Mode zu erscheinen. Dies führt mich auf die Vermuthung, daß wohl im Grunde nicht sowohl die Waaren theuer, sondern daß vielmehr das Geld wohlfeil geworden sei, wie das immer der Fall zu sein pflegt, wenn ein Gegenstand in großem Ueberfluß vorhanden ist; daß mithin die Leute vielleicht noch eben so wohlhabend sind, als da man ein Paar Handschuhe für eine halbe Krone kaufen konnte. Der Krieg kann allerdings in gewissem Grade die Preise der Waaren steigern, und die hohen Abgaben, die zur Führung des Krieges nothwendig sind, können uns Sparsamkeit zur unerläßlichsten Pflicht machen. Das ist es eben, was ich stets gepredigt habe, und daher kann ich, des Gewissens und des Anstands halber, nicht durch mein Beispiel das Gegentheil befördern, indem ich meine Kinder mit närrischen Luxus- und Mode-Artikeln versehe. Deßhalb sende ich Dir alle von Dir verlangten Dinge, welche nützlich und nothwendig sind, und die anderen lass' ich weg. Du schreibst, Du würdest recht stolz darauf sein, etwas zu tragen, das ich Dir gesandt hätte, und es der Welt zu zeigen, als Deines Vaters Geschmack; daher muß ich mich

hüten, Dir Gelegenheit zu geben, dies mit Spitzen oder Federn zu thun. Wenn Du Handkrausen von Cambrik trägst, wie ich, und Dich nur nicht darauf einlässest, die Löcher auszubessern, so werden mit der Zeit Spitzen daraus; und Federn, mein gutes Kind, kann man in Amerika aus jedem Hahnenschwanz bekommen.

c. An Miß Alexander.

Passy, den 24. Juni 1782.

Es ist mir gar nicht unlieb, daß die Dedication, womit wir bedroht waren, in die Luft geflogen ist, denn alle solche Schau- und Maskenstücke sind mir zuwider. Welchen hohen Ruhm die literarische Republik auch erworben haben mag, — der Dedications-Vertrieb hat gewiß nichts dazu beigetragen. Ich habe nie eine geschrieben, und eben so wenig gewünscht, daß irgend jemand eine an mich schreiben möge. Wenn ich mich nicht weigerte, diese anzunehmen, so unterblieb das nur in Folge meiner alten übeln Gewohnheit, Alles zu thun, was liebenswürdige Damen von mir begehren. Der Madame La Marc, und auch Ihnen, kann man nichts abschlagen.

Ich habe dieser liebenswürdigen Frau meine Aufwartung gemacht, nicht allein weil ich ihr die Höflichkeit schuldig war, sondern auch weil ich wirklich viel von ihr halte, weßhalb ich's denn auch entschuldige, daß sie mich nicht annahm. Aus demselben Grunde würde ich Ihre Fehler entschuldigen, wenn sie deren hätten. Ihren Papa habe ich seit dem Empfange Ihres freundlichen Briefes nicht gesehen, konnte also auch in Betreff des Wagens noch nichts mit ihm besprechen. — Wie kam es Ihnen in den Sinn, mir über Heizung und Kamine zu schreiben, bei solchem Wetter, wie das gegenwärtige? Jetzt ist es Zeit für die ökonomische Frau, von welcher Sie sprachen, sich einen Vorrath von Wärme für den Winter zu sammeln, wie man Eis für den Sommer aufzubewahren pflegt. — Wirthschaftlichkeit im Hauswesen ist eine bereichernde Tugend, die ich mir aber nie selbst zu eigen machen konnte. Einst war ich glücklich genug, sie in einer Frau zu finden, die dadurch ein wahrer Schatz für mich ward. Besitzen Sie diese Tugend? Wenn das wäre, und ich zwanzig Jahre jünger, so wollte ich Ihrem Vater tausend Guineen für Sie geben. Ich weiß es

zwar, daß Sie mir als Haushälterin mehr als das werth sein würden, aber ich bin gewinnsüchtig und liebe einen guten Handel. Adieu, meine liebe Freundin.

d. An Herrn F. Hopkinson in Philadelphia.

Passy, d. 24. Dec. 1782.

Ich mag unsere Zeitungen gar nicht mehr ausleihen, bevor ich sie durchgesehen und diejenigen zurückgelegt habe, die ein nachtheiliges Licht auf uns werfen, und Fremde veranlassen könnten, zu bemerken, was einst ein Herr N. zu zwei Zänkern sagte, die er zufällig in einem Wirthshause traf. Nachdem diese mit Schelmen, Spitzbuben, Schuften, Schurken rc. sich freigebig regalirt hatten, schienen sie ihren Streit auf Herrn N. übertragen zu wollen. »Ich weiß nichts von Eurem Streit«, sagte dieser, »ich sehe nur, daß Ihr Euch einander kennt.« — Der Herausgeber einer Zeitung sollte sich, dünkt mich, gewissermaßen als den Hüter des Rufes seines Vaterlandes betrachten, und nichts aufnehmen, was denselben verletzen kann. Wenn

Leute ihre Schmähungen gegen einander durchaus drucken lassen wollen, so sollten sie das in kleinen Flugblättern thun und diese nach Gefallen vertheilen. Die ganze Welt damit zu belästigen, ist abgeschmackt, und die Zeitungen mit so unnützen und unangenehmen Dingen zu füllen, ist ungerecht gegen entfernt lebende Subscribenten.

e. An Dr. Priestley.

Passy, den 7. Juni 1782.

Wie sehr würde ich mich freuen, wenn ich noch einmal Muße fände, mit Ihnen die Werke der Natur zu untersuchen, — ich meine den unbeseelten, nicht den beseelten oder vielmehr den moralischen Theil derselben. Jemehr ich von jenem erforschte, desto mehr mußte ich ihn bewundern; jemehr ich von letzterm weiß, desto mehr ekelt er mich an. Die Menschen scheinen mir eine Art sehr schlecht konstruirter Wesen zu sein, gewöhnlich weit leichter erzürnt, als versöhnt, weit geneigter, sich zu schaden, als zu entschädigen, viel leichter getäuscht, als enttäuscht, und mehr Stolz und Freude findend am Vernichten, als am Erzeugen. Denn ohne Schaamröthe ver-

sammeln sie sich am hellen Tage in ganzen Heeren, um zu verheeren, und wenn sie so viel als möglich todtgeschlagen haben, übertreiben sie in den Berichten die Anzahl, um ihren eingebildeten Ruhm zu erhöhen. Dagegen verkriechen sie sich in Winkel und verbergen sich im Dunkel der Nacht, wenn sie erzeugen wollen, als schämten sie sich einer tugendhaften Handlung. Ja wahrlich! Tugend würde es sein, zu zeugen, und Laster, zu tödten, wenn das Geschlecht der Erzeugung und Erhaltung wirklich werth wäre; aber das fange ich an zu bezweifeln. Ich weiß es wohl, Sie haben solche Zweifel nicht, weil Sie, in Ihrem Eifer für das Wohl der Menschen, sich's recht sauer werden lassen, ihre Seelen zu erretten. In höherem Alter werden Sie das vielleicht als ein hoffnungsloses Projekt ansehen, oder als einen nichtigen Zeitvertreib, und werden es dann bereuen, in mephitischer Luft so viele ehrliche und harmlose Mäuse gemordet zu haben, und wünschen, daß Sie, anstatt dieser Thierchen, Knaben und Mädchen zu ihren Experimenten genommen hätten. — In welchem Lichte wir höheren Wesen erscheinen, kann man aus einem Stücke der neuesten Westindischen Nach-

richten ersehen, das vielleicht nicht in Ihre Hände gekommen ist. Ein junger, ausgezeichneter Engel, zum ersten Male in gewissen Geschäften auf diese Welt gesandt, hatte einen alten erfahrenen Geisterboten zum Führer erhalten. Sie langten, gerade während einer hitzigen Seeschlacht zwischen Rodney und de Grasse, über den Gewässern von Martinique an. Als jener durch Rauchwolken das Feuer der Kanonen erblickte, und bald darauf sah, wie viele Schiffe mit todten oder sterbenden Körpern, oder einzelnen Gliedern bedeckt waren, während andere sanken, brannten, oder in die Luft flogen, und wie das noch lebende Schiffsvolk beeifert war, noch immer mehr Qual, Elend und Verderben unter sich zu verbreiten, wandte er sich im Zorn zu seinem Führer und sprach: »Du verkehrter Dummkopf, verstehst du dein Geschäft nicht besser? Du übernahmst es, mich zur Erde zu führen und hast mich in die Hölle gebracht!« Nein, Herr, antwortete der Führer, ich habe keinen Irrthum begangen; dies ist wirklich die Erde, und das sind Menschen. Die Teufel gehn so grausam nicht mit einander um; sie haben mehr Gefühl und mehr von dem, was die Menschen mit Unrecht Menschlichkeit nen=

nen. — Doch, Scherz bei Seite, lieber alter Freund, ich liebe Sie so innig als je, und liebe alle die ehrlichen Seelen, die in London Coffeehouse zusammenkamen; nur wundere ich mich, wie es möglich war, daß diese, so wie meine andern Freunde in England, inmitten einer so verderbten Generation so gute Geschöpfe werden konnten.

f. An Mistreß Bache.

Ueber den Cincinnatus-Orden ꝛc.

Passy, den 26. Jan. 1784.

Meine liebe Tochter,

Sehr angenehm ist es mir, die Zeitungen so regelmäßig durch Dich zu erhalten. Kapitän Barney brachte mir einige Blätter, die sich auf den Cincinnatus-Orden beziehen. Meine Ansicht von diesem Institute kann zwar nicht in Betracht kommen, nur befremdet's mich, daß, obgleich die vereinte Weisheit der Nation in den Bundes-Artikeln der Einführung eines Adelsstandes sich zuwider erklärt hatte, dennoch eine Anzahl von Privatpersonen daran denken kann,

mit Autorisation des Kongresses oder eines einzelnen Staats, sich und ihre Nachkommen vor ihren Mitbürgern auszuzeichnen und, in directem Widerspruch gegen den feierlich ausgesprochenen Willen des Volkes, einen erblichen Ritterorden zu stiften. — Die Stifter mögen wol durch die Bänder und Kreuze in den Knopflöchern der fremden Offiziere geblendet worden sein, ich sollte aber doch meinen, daß die Sache dem gesunden Verstande der meisten Männer entgegen sein müßte, die vielleicht nur der Ueberredungsgabe jener nicht zu widerstehen vermochten. Und ich vermuthe, daß auch diejenigen, welche die Sache wirklich mißbilligen, bisher nur wenig Widerstand leisteten, etwa aus dem Grundsatze: »wenn Menschen über Kleinigkeiten sich freuen können, so wär' es Sünde, ihnen die Freude nicht zu gönnen.« So pflegte nämlich deine gute Mutter zu sagen, in Bezug auf jene pedantischen Menschen, die stets kleine Höflichkeitsbezeugungen von Anderen verlangen. Aus diesem Gesichtspunkte würde auch ich vielleicht, wenn man mich um Rath gefragt hätte, nichts dagegen eingewandt haben, daß sie selbst nach Belieben ihre Bänder und Kreuze trügen, gewiß aber gegen das Ver-

erben derselben, als einer Ehre, auf die Nachkommenschaft. Denn jede würdig erworbene Ehre (wie die unserer Offiziere) ist ihrer Natur nach persönlich, und deßhalb nur denen zu ertheilen, welche wirklich Antheil am Verdienst hatten. Bei den Chinesen, diesem ältesten und erfahrensten Volke, geht die Ehre nicht auf die Nachkommen, sondern auf die Vorfahren über. Wenn ein Mann, seiner Gelehrsamkeit, Weisheit oder Tapferkeit wegen, vom Kaiser zum Mandarin erhoben wird, so sind dessen Eltern auf der Stelle berechtigt, alle Achtungsbezeugungen vom Volke zu verlangen, welche hergebrachtermaßen dem Mandarin selbst zukommen, weil man voraussetzt, nur die Erziehung, die Lehre und das gute Beispiel seiner Eltern habe ihn dahin gebracht, dem Staate so nützlich werden zu können. Diese Ehre in aufsteigender Linie ist daher vortheilhaft für den Staat, indem sie die Eltern ermuntert, ihre Kinder zu guten, tüchtigen Menschen zu erziehen. Aber die absteigende Ehre, auf eine Nachkommenschaft, welche keinen Antheil an der Erlangung haben kann, ist nicht nur grundlos und abgeschmackt, sondern oft auch für die Nachkommen selbst unheilbringend, weil sie dadurch leicht

so stolz werden, daß sie es unter ihrer Würde halten, ein nützliches Geschäft zu treiben, und daher in Armuth versinken, welche dann Erniedrigung und Elend aller Art nach sich zieht; ein Fall, der ja auch in Europa unter den Familien des Adelstandes nur zu oft eintritt. Wenn aber, um die Würde der Familie aufrecht zu erhalten, die Grundbesitzungen dem ältesten männlichen Erben ganz zufallen, so entsteht daraus eine andere Pest für die Betriebsamkeit und die Verbesserung des Landes, welche jenes abscheuliche Gemisch von Stolz, Bettelei und Müßiggang nach sich zieht, wodurch in Spanien Bevölkerung und Kultur zur Hälfte herabgesunken sind, indem einerseits fortwährend einzelne Familien aus Heirathsscheu erloschen, und andererseits jede Verbesserung der Ländereien versäumt ward. Daher ist es mein Wunsch, daß die Cincinnatus-Ritter, wenn sie ihren Plan wirklich ausführen, verfügen möchten, ihre Ordenszeichen sollten, anstatt auf die Kinder übertragen zu werden, lieber von den Vätern und Müttern getragen werden. Das wäre ein gutes Beispiel, und könnte gute Folgen haben. Auch wäre es keine Neuerung, sondern nur eine Art der Befolgung des vierten Gebots,

worin Gott uns befiehlt, Vater und Mutter zu ehren, während Er nirgends geboten hat, die Kinder zu ehren. Und gewiß! — keine Art, die unmittelbaren Schöpfer unseres Daseins zu ehren, kann wirksamer sein, als: lobenswerthe Handlungen zu vollführen, welche Ehre zurückwerfen auf die, denen wir unsere Erziehung verdanken; und keine kann geziemender sein, als: durch irgend ein öffentliches Bekenntniß oder Zeichen auszudrücken, daß wir ihrer Lehre und ihrem Beispiel das Verdienst unserer Handlungen zuschreiben.

Allein die Absurdität der erblichen Ehre ist nicht eine bloße Sache der Meinung und Ansicht, sondern sie läßt sich mathematisch beweisen. Eines Mannes Sohn z. B. ist nur halb von der Familie dieses Mannes, indem die andere Hälfte der Familie seiner Frau angehört. Der Sohn heirathet wieder in eine andere Familie, und so ist der Antheil des ersteren an seinem Enkel nur $1/4$ und, nach demselben Verhältniß fortschreitend, am Urenkel nur $1/8$, und in den später folgenden Generationen $1/16$, $1/32$, $1/64$, $1/128$, $1/256$ rc., so daß in neun Generationen, welche nur einen Zeitraum von dreihundert Jah-

ren füllen, mithin noch kein sehr hohes Alter für eine Familie herbeiführen, der Antheil eines jetzigen Cincinnatus-Ritters an dem dann existirenden nur $1/_{512}$ beträgt. Angenommen also, man könne sich der, für die Gegenwart unbezweifelten, Treue der Amerikanischen Frauen, durch alle neun Generationen hinab, vergewissern, so ist doch dieses Resultat so unbedeutend, daß, nach meiner Meinüng, kein vernünftiger Mann sich deßhalb den unangenehmen Folgen der Eifersucht, des Neides und der Mißgunst seiner Landsleute blosstellen würde. Laß uns jetzt von diesem jungen Adeligen, dem fünfhundert und zwölften Theile des gegenwärtigen Ritters, durch die neun Generationen rückwärts rechnen bis zum Stiftungsjahre. Er muß Vater und Mutter gehabt haben, das sind 2, diese hatten beide wieder Vater und Mutter, sind 4; — so erhalten wir für die früheren Generationen 8, 16, 32, 64, 128, 256, und in der neunten 512, welche jetzt leben, und alle ihren Antheil hergeben müssen zu dem künftigen Ritter. Diese 512 mit den Vätern und Müttern der folgenden Generationen zusammengezählt, geben, nach obigen Zahlen, eine Gesammtzahl von 1022 Männern und

Frauen, die alle beitragen müssen zur Erzeugung eines Cincinnatus-Ritters. Um in der 9ten Generation 1000 solcher Ritter zu erhalten, müssen also jetzt und in der Folge eine Million und zwei und zwanzig Tausend Väter und Mütter existiren, die zu ihrer Erzeugung mitwirken; es sei denn, daß einzelne unter ihnen mehr als einen Ritter fabricirten. Wir wollen, in Erwägung dieser mehrfach Thätigen, 22,000 wegstreichen, und dann überlegen, ob, nach einer billigen Schätzung der Anzahl von Narren, Spitzbuben, Schurken und lüderlichen Personen, die nothwendig mit dazu gehören, um die Million der Vorfahren voll zu machen, ob da die Nachkommenschaft vielen Grund haben wird, mit dem edeln Blute der dann existirenden Ritter sich zu brüsten. Die künftigen Genealogen werden auch, beim Beweise der geraden Abstammung ihrer Ehre durch so viele Generationen (selbst in der Voraussetzung, daß Ehre ihrer Natur nach vererbt werden könne), nichts beweisen, als den geringen Antheil dieser Ehre, der von jedem derselben mit Grund in Anspruch genommen werden kann, indem es nach obigem einfachen Rechenexempel ganz klar ist, daß, in demselben Verhältniß, worin

das Alter der Familie zunimmt, das Recht auf die Ehre des Vorfahren abnehmen müsse; — und noch ein Paar Generationen mehr würden sie zu einer Kleinigkeit herabbringen, die nahe an völliges Nichts gränzte. Ich hoffe daher, die Cincinnatus-Ritter werden diesen Theil ihres Planes aufgeben, werden, gleich den Europäischen Rittern vom Hosenband-, Bath-, Diestel-, St. Louis- und andern Orden, sich begnügen mit der lebenslänglichen Freude an ihren kleinen Zeichen und Bändern, und die Auszeichnung sterben lassen mit denen, welche sie verdient haben. Das — denke ich — wird keinen Anstoß geben; mir wenigstens wird es vielmehr angenehm sein, in einer Gesellschaft, wo ich vielleicht nichts als unbekannte Gesichter sehe, an diesen Zeichen erkennen zu können, ob etwa einer oder der andere eine besondere Achtungsbezeugung verdiene, und den bescheidenen Tapfern wird es die Mühe ersparen, uns erst zur Achtung aufzufordern, indem sie durch linkische Umschweife andeuten, sie hätten zu jener Zeit auch als Offiziere gedient.

Der Herr, welcher nach Frankreich kam, um

die Bänder und Medaillen *) zu besorgen, hat seinen Auftrag ausgerichtet, und, wie mir scheint, recht gut; doch Alles wird kritisirt. Einige tadeln das Latein, dem es an klassischer Eleganz und Korrektheit fehlen soll, und sagen: wenn unsere neun Universitäten nicht im Stande wären, besseres Latein zu schreiben, so hätte man lieber Englische Motto's wählen sollen. Andere haben am Titel auszusetzen, daß im Grunde nur Washington und noch einige Wenige, die ohne Besoldung gedient hätten, sich denselben aneignen könnten. Wieder Anderen ist der kühne Adler **) nicht recht, er gleiche gar zu sehr einem Truthahn. Was mich betrifft, so wünschte ich, man hätte den kühnen Adler nicht zum Repräsentanten unseres Landes gewählt, denn das ist ein Vogel von schlechtem moralischen Charakter, der seinen Unterhalt nicht auf ehrliche Weise erwirbt. Vielleicht hast du selbst eher gesehen, wie er, auf einem vertrockneten Baume sitzend und zu faul, um selbst zu fischen, nur auf den Erfolg der Thätigkeit des Fisch-Aars lauert, und

---

*) Für die Cincinnatus-Ritter.
**) Falco leucocephalus.

wenn dieser emsige Vogel, nach langer Mühe, einen Fisch gefangen hat, und ihn seinem Weibchen und seinen Jungen in's Nest tragen will, wie jener dann herabschießt und den armen Fischer verfolgt, bis er ihm seinen Fang geraubt hat. Bei all dieser Ungerechtigkeit geht's ihm nimmer wohl, er ist vielmehr, gleich den Menschen, die von Stehlen und Rauben leben, fast immer arm und oft sehr lausig. Ueberdies ist er eine rechte Memme; der kleine Königsvogel *), nicht größer als ein Sperber, greift ihn keck an und jagt ihn aus seinem Bezirke hinaus. Er ist daher keinesweges ein passendes Emblem für die tapfern und ehrlichen Cincinnatus-Ritter von Amerika, welche alle Königsvögel aus unserm Lande vertrieben haben; aber ganz wie geschaffen für die Ritter, welche die Franzosen Chevaliers d'industrie (Glücksritter) nennen, weßhalb es mir gar nicht unlieb ist, wenn das Bild auf der Münze nicht für einen kühnen Adler erkannt wird, sondern mehr einem Puter oder Truthahn gleicht; denn dieser ist wahrlich ein weit respektablerer Vogel, und noch dazu ein ächt-ursprüng-

*) Laucus tyrannus.

licher Amerikaner. Adler hat man in allen Ländern gefunden, aber der Puter war dem unsrigen eigenthümlich. Den ersten Vogel dieser Gattung, den man in Europa sah, brachten die Jesuiten aus Canada nach Frankreich, wo er die Hochzeitstafel Karls des 9ten zierte. Wenn er auch ein wenig eitel und einfältig ist, so thut ihm das, als Emblem Amerika's, keinen Schaden, und übrigens ist er voller Muth, und würde ohne Scheu jeden Grenadier von der Britischen Garde attackiren, der sich's gelüsten ließe, in seinem rothen Rocke auf den Hühnerhof zu gehen.

Auf kritische Bemerkungen über das Lateinische will ich mich hier nicht weiter einlassen. Die letztern Amerikanischen Offiziere haben vielleicht nicht das Verdienst, große Gelehrte zu sein, aber ohne Zweifel verdienen sie, als brave Soldaten, von ihrem Vaterlande belohnt zu werden, und sollten daher nicht mit dem bloßen Ruhme, als einzigem virtutis praemium (Lohn der Tapferkeit, wie das eine ihrer Motto's lautet), abgespeist werden. Ihr esto perpetuo (daure ewig! ein anderes Motto) ist ein vortrefflicher Wunsch, wenn er sich auf ihr Vaterland (patria) bezieht, aber ein schlechter, wenn er ihrem Orden

(ordo) gelten soll. Die vereinigten Staaten sollten ihnen nicht nur die Omnia ihres ersten Motto's (omnia reliquit servare rempublicam, er opferte Alles dem Vaterlande) was manche von ihnen verlassen und verloren haben, erstatten, sondern sie auch ordentlich bezahlen und großmüthig belohnen, und nicht dulden, daß sie, mit all ihrem neugeschaffenen Ritterthume, gänzlich in der Lage jenes Herrn blieben, an welchen ihr omnia reliquit mich erinnert. Du weißt, Alles erinnert mich an irgend eine Geschichte. Dieser Herr hatte ein sehr schönes Haus gebaut und dadurch sein Vermögen bedeutend geschmälert. Dennoch fand er seinen Stolz darin, es allen seinen Bekannten zu zeigen. Einer von diesen bemerkte, nachdem er Alles besehen hatte, ein Motto über der Thüre: Oīa vanitas. Was bedeutet dieses Oīa? fragte er; das Wort verstehe ich nicht. Das will ich Ihnen sagen, erwiederte der Herr. Ich hatte mir's in den Kopf gesetzt, dieses Motto, in schönen Marmor eingehauen, über meiner Thüre zu haben; allein der Raum zwischen den Verzierungen war zu klein, wenn die Buchstaben groß genug sein sollten, um von unten gelesen zu werden. Deßhalb bediente ich

mich einer ehemals in lateinischen Manuscripten sehr üblichen Contraction, der zufolge man die Buchstaben m und n inmitten der Wörter ausließ, und diese Auslassung durch einen kleinen Strich andeutete, wie Sie es dort sehen. Das Wort heißt also omnia — omnia vanitas. »Aha,« sagte der Freund, »jetzt verstehe ich den Sinn Ihres Motto's; es soll sich auf Ihren Bau beziehen und andeuten, daß, wenn Sie auch Ihre omnia verkürzten, Sie nichts desto weniger Ihre vanitas in voller Länge lesbar ließen.«

17. Reden, welche Franklin nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Philadelphia gehalten hat.

a. Ueber Gehalte *).

Mein Herr!

Nur mit Zagen erhebe ich mich, um eine Mißbilligung irgend eines Artikels desjenigen

*) Aus der Biographie ist den Lesern vielleicht erinnerlich, daß 1787 eine Generalversammlung der Vereinigten Staaten berufen ward, um die Bundesverfassung zu revidiren. Franklin hielt daselbst, als Abgeordneter für Pensylvanien, diese und die folgenden Reden in seinem 81sten Lebensjahre.

Planes auszusprechen, für welchen wir dem ehrenwerthen Herrn, der ihn uns vorgelegt hat, so vielen Dank schuldig sind. Von der ersten Vorlesung an habe ich demselben meinen Beifall geschenkt und guten Fortgang gewünscht. Allein in Betreff des einen Punktes, der Gehalte für die Beamten der Executiv-Gewalt, kann ich dem Plane nicht beipflichten. Ich gestehe, daß meine Ansicht vielleicht neu und unausführbar erscheinen könne; allein in der Ueberzeugung, daß sie die richtige sei, halte ich es dennoch für meine Pflicht, sie vorzutragen. Der Ausschuß wird meine Gründe beurtheilen, so bald er sie vernommen hat, und sein Urtheil wird vielleicht das meinige umbilden. Die Bewilligung der Gehalte könnte, meiner Ansicht nach, große Nachtheile, die Verweigerung dagegen gar keine haben; wohl aber recht große Vortheile.

Mein Herr, es giebt zwei Leidenschaften, die einen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten der Menschen ausüben. Sie heißen Ehrsucht und Geiz, — oder die Liebe zur Macht und die Liebe zum Gelde. Getrennt hat jede für sich eine große Kraft, die Menschen zur Thätigkeit zu spornen; wenn aber in Hinsicht auf denselben Gegenstand beide vereint wirken, so sind sie im

Stande, manche Gemüther auf das heftigste zu erregen. — Man eröffne nur einem solchen Menschen die Aussicht auf einen Posten, der ihm Ehre und zugleich Vortheil verspricht, und er wird Himmel und Erde in Bewegung setzen, um ihn zu erlangen. Die große Zahl solcher Posten ist es, wodurch die Regierung von Großbritannien so stürmisch wird. Das stete Streben und Ringen danach ist die Quelle aller jener Faktionen, welche nicht nur unaufhörlichen Zwiespalt der Bürger zur Folge haben, und die Behörden und Räthe verwirren, sondern auch nicht selten zu unnützen und unheilbringenden Kriegen führen, oder die Annahme schimpflicher Friedensbedingungen nothwendig machen.

Und was für Menschen sind es, die durch ungestüme Kabalen und heftigen Wettstreit diesen vortheilbringenden Vorrang erstreben, und bei den unaufhörlichen gegenseitigen Verläumdungen der Parteien den Charakter der besten Mitbewerber in den Staub treten? Nicht die Weisen und Gemäßigten, nicht diejenigen, welche Frieden und Ordnung lieben, und mithin zur Verwaltung jener Aemter am tauglichsten wären; nein, sondern Menschen von verwegenem, heftig-leiden-

schaftlichen Charakter und von einer in Bezug auf ihre selbstischen Zwecke unermüdlichen Thätigkeit. Diese werden sich eindrängen in eure Regierung, und eure Herrscher sein; aber sie werden sich in der Erwartung ihrer glückseligen Lage bald getäuscht sehen; denn ihre gleichgesinnten, nach gleichen Triebfedern handelnden, besiegten Mitbewerber werden unaufhörlich dahin trachten, ihnen die Verwaltung ihres Amtes zu verkümmern, ihren Maßregeln Hindernisse in den Weg zu legen, und sie selbst dem Volke gehässig zu machen.

Außer diesen Uebeln wird sich's nur zu bald zeigen, daß die Gehalte, die wir zwar anfangs niedrig ansetzen können, nicht lange so bleiben werden. Um Erhöhungen in Vorschlag zu bringen — dazu wird es nie an Gründen fehlen, so wie stets eine Partei dafür gestimmt sein wird, den Machthabern mehr zu geben, damit diese im Stande seien, ihnen wiederum mehr zu bewilligen. Aus diesen Gründen ist in allen Staaten und Königreichen, wie uns die Geschichte lehrt, fortwährend eine Art von Krieg geführt worden zwischen den Regierenden und den Regierten, indem die Einen dahin strebten, zum Staatsunterhalt mehr zu bekommen, die Anderen — weni-

ger zu bezahlen; und dieser Streit war hinreichend, große Erschütterungen, ja wirkliche Bürgerkriege zu erzeugen, die entweder mit der Entthronung des Fürsten oder mit der Sklaverei des Volkes endeten. Gewöhnlich, das ist nicht zu leugnen, trägt die herrschende Macht den Sieg davon, und wir sehen, wie die Einkünfte der Fürsten stets wachsen, und wie sie selbst dennoch nie befriedigt sind, sondern immer noch mehr erlangen wollen. Je größer, drückender Abgaben wegen, die Unzufriedenheit des Volkes wird, desto mehr bedarf der Fürst, um Geld unter seine Anhänger zu vertheilen und um seine Truppen zu besolden, die jeden Widerstand niederdrücken, ihn selbst aber ermächtigen sollen, nach Willkühr zu nehmen. Unter hundert Königen ist kaum Einer, der, wenn er nur könnte, nicht dem Beispiele Pharao's folgen würde, nämlich: erst aller Unterthanen Geld, dann ihre sämmtlichen Ländereien zu erhalten, und endlich sie und ihre Nachkommen auf ewig zu Sklaven zu machen. Man wird einwenden, daß es ja nicht unsere Absicht sei, Könige zu erwählen; ich weiß es; aber die Menschen haben eine natürliche Neigung für die monarchische Regierungsform. Diese befreit sie

zuweilen von aristokratischer Herrschaft; und sie hätten doch lieber einen Tyrannen, als fünf hundert. Die Monarchie giebt den Bürgern mehr den Schein der Gleichheit, und das lieben sie. Ich bin daher besorgt — vielleicht zu besorgt — daß die Regierung dieser Staaten in Zukunft doch in eine monarchische Form übergehen möge. Dieser Wechsel aber kann, nach meiner Meinung, gar sehr verzögert werden, wenn wir uns in Acht nehmen, in den Grund und Boden unserer neuen Verwaltung den Samen des Zwiespalts, Parteigeistes und Aufruhrs zu säen, indem wir nämlich unsere Ehrenposten zu einträglichen, vortheilhaften Aemtern machen. Thun wir das, so fürchte ich, daß unser Plan, Mehreren und nicht einem Einzigen die Zügel anzuvertrauen, vergebens sein werde. Die Mehreren werden bald verdrängt sein. Denn dadurch nähren wir nur den Foetus eines Königs (wie der geehrte Herr aus Virginien sehr treffend sich ausdrückte), und um so eher werden wir einem Könige huldigen.

Es sind vielleicht Einige der Meinung, daß der von mir jetzt angedeutete Plan in's Schlaraffenland gehöre, und daß wir nie für den Dienst der ausübenden Gewalt Männer finden

werden, wenn wir ihnen keine Besoldung für ihre Dienste anbieten. Diese Meinung halte ich aber für durchaus irrig; mir sind Thatsachen bekannt, die mich geneigt machen, das Gegentheil anzunehmen. Das Amt eines Oberrichters (high sheriff) einer Grafschaft in England ist ein Ehrenamt, aber es bringt nichts ein; im Gegentheil, es erfordert Aufwand, und ist daher nicht gesucht. Dennoch werden diese Aemter stets verwaltet, und gut verwaltet, und in der Regel durch die angesehensten Männer der Grafschaft rc. Kurz, die Freude, Gutes zu thun und dem Vaterlande zu dienen, und der darauf begründete Anspruch auf Achtung sind für einige Gemüther hinreichende Beweggründe, dem Staate einen bedeutenden Theil ihrer Zeit zu widmen, auch ohne die niedrige Triebfeder des pecuniären Vortheils. Ein ähnliches Beispiel giebt uns eine achtungswürdige Gesellschaft, in welcher bereits über hundert Jahre dergleichen Ehrenämter ohne Besoldung verwaltet werden; — ich meine die Quäker. Ihre Gerichte bestehen aus Ausschüssen ihrer jährlichen Volksversammlungen, und die dazu erwählten Männer verwenden viele Zeit darauf, alle vorkommenden Streitigkeiten zu schlichten,

ohne eine andere Triebfeder, als das Gefühl für ihre Pflicht und für die Achtung, die einer nützlichen Thätigkeit gezollt wird, denn sie empfangen nie Gehalte oder Sporteln. Und wahrlich, bei jedem Staatsdienste ist die Ehre um so größer, je geringer der Vortheil ist.

Und, um uns die Sache noch näher zu bringen, haben wir nicht gesehen, daß unser höchster und wichtigster Posten, der Oberbefehl über unsere Armeen, ohne den geringsten Gehalt acht Jahre lang von einem Volksfreunde verwaltet ward, dem ich jetzt durch anderweitiges Lob nicht zu nahe treten will? Und das bei den größten Anstrengungen und Beschwerden, die er gemeinschaftlich mit den andern braven Männern, seinen militärischen Freunden und Gefährten, ertrug, und bei allen den Sorgen, die seine besondere Stellung fortwährend begleiteten? Wie sollten wir denn daran zweifeln, in allen Vereinigten Staaten drei oder vier Männer finden zu können, die hinreichenden Gemeingeist haben, um eine eben so lange Zeit im friedlichen Rathe zu sitzen, nur um unsere bürgerlichen Angelegenheiten zu leiten, und darauf zu sehen, daß unsere Gesetze gehörig vollzogen werden! Nein, ich hege

eine bessere Meinung von meinem Vaterlande. Nie wird uns eine hinreichende Anzahl weiser und guter Männer fehlen, die das fragliche Amt gern übernehmen und treu verwalten werden.

Die Ersparung der Gehalte, welche anfangs etwa bewilligt werden mögen, scheint mir kein Gegenstand von Wichtigkeit zu sein. Das Unheil, was später aus der Bewilligung hervorgehen kann, das ist es, was ich fürchte. Und diese Furcht hat mich bewogen, eine Abänderung in Vorschlag zu bringen. Wird sie nicht angenommen, so bleibt mir doch wenigstens die Genugthuung, meine Meinung frei geäußert und meine Pflicht gethan zu haben.

b. Antrag, die Versammlungen jeden Morgen mit einem Gebete zu eröffnen.

Herr Präsident!

Die geringen Fortschritte, die wir, trotz unsern täglichen Sitzungen und fortwährenden Berathungen über die Grundsätze der allgemeinen Verfassung, in vier oder fünf Wochen gemacht haben, wobei unsere Ansichten über fast jegliche Frage so verschieden waren, daß die Zahl der Stimmen für und wider nicht selten gleich aus-

fiel, sind, meines Bedünkens, ein trauriger Beweis von der Unvollkommenheit des menschlichen Verstandes. Es scheint in der That, als fühlten wir unseren eigenen Mangel an politischer Weisheit, da wir, in der Hoffnung, sie zu finden, nicht müde werden, überall danach zu suchen. In die Geschichte des Alterthums sind wir zurückgegangen, und haben, um zu einem Musterbilde einer guten Regierung zu gelangen, die Verfassungen jener Republiken geprüft, welche, den Samen ihrer eigenen Auflösung ursprünglich in sich tragend, längst aufhörten zu sein. Darauf haben wir alle neueren Staaten Europa's untersucht, ohne jedoch irgend eine Form zu finden, die für unsere Verhältnisse geeignet wäre.

Wie war es aber möglich, daß wir unter solchen Umständen, während die ganze Versammlung, so zu sagen, im Finstern tappt, um politische Wahrheit zu finden, und diese kaum zu erkennen vermag, wo sie den Blicken sich darstellt, — wie war es möglich, sage ich, daß wir noch nicht ein einziges Mal daran gedacht haben, den Vater des Lichts in Demuth zu bitten, unsern Geist zu erleuchten? Im Anfange unseres Kampfes mit England, als wir der Gefahr uns

bewußt waren, haben wir in eben diesem Saale täglich den göttlichen Beistand uns erfleht. Und unsere Gebete wurden gnädig erhört. Wer von uns in jenen Kampf verwickelt war, kann in vielen Fällen die zu unserm Heile waltende Hand der Vorsehung unmöglich verkannt haben. Derselben gütigen Vorsehung verdanken wir diese glückliche Gelegenheit, über die Mittel zur Begründung unseres künftigen Nationalwohls hier in Frieden uns zu berathen. Haben wir denn jetzt jenen allmächtigen Freund vergessen? oder wähnen wir, seiner Hülfe nicht länger zu bedürfen? Einen langen Zeitraum habe ich durchlebt, und je länger ich lebe, desto mehr werde ich, durch stets neue Beweise, von der Wahrheit überzeugt, daß Gott die Angelegenheiten der Menschen lenkt! Wenn aber kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen, wie ist es denkbar, daß ein Reich sich erheben sollte ohne seinen Beistand? Es ist uns gesagt worden in der heiligen Schrift: »Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so mühen die sich vergebens, die es bauen.« Das ist mein fester Glaube, und eben so fest glaube ich, daß es uns, ohne seine Mitwirkung, bei diesem politischen Bau

nicht besser ergehen werde, als den Erbauern Babels. Unsere Einigkeit wird zerschellen an kleinen örtlichen Interessen, unsere Pläne werden mehr und mehr in Verwirrung gerathen, und wir selbst bis in die fernste Zukunft der Gegenstand eines tadelnden Sprüchworts sein. Was aber noch schlimmer ist, die Menschheit wird, in Folge dieses unseligen Beispiels, an der Möglichkeit verzweifeln, durch menschliche Weisheit eine gute Regierung zu begründen, und das Schicksal der Staaten dem Zufall, dem Kriege und der Eroberung anheim stellen.

Deßhalb sei es mir erlaubt, darauf anzutragen:

daß von jetzt an jeden Morgen, bevor wir zu unsern Geschäften schreiten, in gemeinschaftlichen Gebeten die Hülfe und der Segen des Himmels für unsere Berathungen erfleht, und ein Geistlicher dieser Stadt ersucht werde, diesem Gottesdienste amtlich beizuwohnen.

c. Am Schluß der Berathungen des Konvents, zur Revidirung der Bundes-Verfassung.

Herr Präsident!

Gestehen muß ich es, daß ich gegenwärtig diesen Verfassungs-Entwurf nicht durchaus gut

heißen kann; allein ich bin nicht sicher, ob ich demselben immer meine Bewilligung versagen werde; denn ich habe mich, während meines langen Lebens, öfter genöthigt gesehen, meine Meinung zu ändern, weil ich entweder besser von der Sache unterrichtet ward, oder gründlicher darüber nachgedacht hatte, und das ist mir bei den wichtigsten Grundsätzen widerfahren, die ich einst für recht hielt und doch später als unrecht erkannte. Daher kommt es, daß ich von Jahr zu Jahr geneigter werde, die Richtigkeit meines Urtheils über Andere zu bezweifeln. Die meisten Menschen, wie die meisten religiösen Sekten, glauben wirklich sich selbst im Besitz der vollen Wahrheit, und Andere, so fern sie von ihnen abweichen, im Irrthum. Ein Protestant, Namens Steele, sagt in einer Dedikation an den Papst, der einzige Unterschied zwischen beiden Kirchen, in Betreff ihrer Meinung von der Zuverlässigkeit ihrer Lehren, bestehe darin, daß »die Römische Kirche unfehlbar und die Englische nie im Irrthum sei.« Wenn aber auch viele Privatpersonen von ihrer eigenen Unfehlbarkeit eine eben so hohe Meinung haben, als von der ihrer Kirche, so wird dies doch von Wenigen mit

solcher Natürlichkeit ausgesprochen, als von einer gewissen französischen Dame, die, in einem Wortwechsel mit ihrer Schwester, sagte: »Je ne trouve que moi qui aie toujours raison« (ich kenne, außer mir, keinen Menschen, der immer Recht hätte).

Diese Ansichten bewegen mich, dem vorliegenden Verfassungs-Entwurfe, mit allen seinen Fehlern — wenn er deren wirklich hat — meine Beistimmung nicht zu versagen, weil ich der Meinung bin, daß eine gemeinschaftliche Regierung nothwendig für uns sei, und daß es keine Regierungsform gebe, die nicht dem Volke zum Segen gereichen könne, wenn sie gut gehandhabt wird; und weil ich ferner glaube, daß diese vorliegende Form wahrscheinlich auf eine Reihe von Jahren eine gute Verwaltung finden werde, und nur mit Despotismus enden könne — wie das früher mit andern Formen der Fall war — wenn das Volk so entartet ist, daß es, für jede bessere Regierung untauglich, wirklich der Despotie bedarf. Auch zweifle ich, ob irgend eine andere Versammlung, die wir berufen könnten, im Stande wäre, eine bessere Verfassung zu entwerfen; denn wenn wir eine Anzahl von Männern versammeln, um uns des heilsamen Ergebnisses

ihrer vereinten Weisheit zu erfreuen, so werden wir unfehlbar mit diesen Männern auch ihre Vorurtheile versammeln, so wie ihre Leidenschaften und Irrthümer, ihre örtlichen Interessen und selbstischen Absichten. Kann von einer solchen Versammlung etwas Vollendetes erwartet werden? Daher kann ich es nur bewundern, daß dieser Entwurf der Vollendung so nahe gebracht werden konnte, als er es wirklich ist; und ich denke, auch unsere Feinde werden darüber erstaunen, die mit Zuversicht die Nachricht erwarten, daß wir bei unsern Berathungen, wie jene beim Thurmbau zu Babel, in unsinnige Verwirrung gerathen, und daß unsere besonderen Staaten im Begriffe wären, sich zu trennen, um nur in der Absicht wieder zusammen zu treten, sich einander die Hälse zu brechen.

So gebe ich denn meine Stimme für diese Verfassung, weil ich keine bessere erwarte, und weil ich keine Gewißheit habe, daß diese nicht die beste sei. Meine Ansichten über die Fehler derselben opfere ich dem allgemeinen Besten auf. Nie ist außerhalb dieser Versammlung eine Sylbe darüber meinen Lippen entschlüpft. Innerhalb dieser Mauern ward mein Widerspruch geboren und hier soll er auch sterben. Wenn Jeder von

uns bei seiner Heimkehr die Einwürfe, die er selbst dawider erhoben, seinen Wählern berichten, und sich bemühen wollte, Anhänger für seine besondern Ansichten zu gewinnen, so könnten wir leicht die allgemeine Zustimmung verhindern, und somit alle die heilsamen Wirkungen und großen Vortheile verlieren, die bei fremden Nationen, wie unter uns selbst, aus unserer wahren oder scheinbaren Einmüthigkeit natürlich zu unsern Gunsten entspringen müssen. Ein großer Theil der Kraft und Wirksamkeit jedweder Regierung, um das Heil des Volkes zu fördern und zu sichern, beruht auf Meinung, auf der allgemeinen, öffentlichen Meinung von der Güte dieser Regierung sowohl, als von der Weisheit und Rechtschaffenheit der Regierenden. Ich hoffe daher, zum Besten unserer selbst, als eines Theils des Volkes, und für das Wohl unserer Nachkommen, daß wir aufrichtig und einstimmig dahin trachten werden, diese Verfassung, so weit unser Einfluß reicht, zu empfehlen, und daß unser künftiges Sinnen und Streben nur auf die Mittel gerichtet sein werde, die zu einer guten Vollziehung derselben führen können.

Alles erwogen, kann ich nicht umhin, den

Wunsch auszusprechen, daß jedes Mitglied dieser Versammlung, das noch im Herzen eins oder das andere gegen die Verfassung zu erinnern hat, bei dieser Gelegenheit, gleich mir, ein wenig an seiner eigenen Unfehlbarkeit zweifeln, und, um unsere Einstimmigkeit zu beglaubigen, diese Akte mit seinem Namen unterzeichnen wolle.«

Darauf ward der Antrag gemacht, die Urkunde mit den Worten zu schließen: »Geschehen in der Versammlung durch einstimmigen Beschluß« rc.; und dieser Zusatz ward genehmigt.

---

18. Parodie einer Rede zur Vertheidigung des Sklavenhandels.

An den Herausgeber der Federal Gazette.

Den 30. März 1790 *).

Mein Herr!

Als ich gestern Abend, in Ihrem vortrefflichen Blatte, Herrn Jacksons im Kongreß gehaltene Rede gegen das Einschreiten desselben in die Angelegenheiten des Sklavenhandels, und gegen

*) Also, wie Band II, Seite 94 erwähnt wird, nur 18 Tage vor Franklin's Tode geschrieben.

die Versuche, den Zustand der Sklaven zu verbessern, gelesen hatte, erinnerte ich mich einer ähnlichen Rede, die ein Mitglied des Algierischen Divans, Sidi Mehemet Ibrahim, vor etwa hundert Jahren hielt, wie aus Martin's Bericht, über sein Konsulat vom Jahre 1687, erhellt. Er sprach gegen die Bewilligung einer Bittschrift, in welcher die Sekte der Erica, oder Puristen, Seeräuberei und Sklaverei als ungerecht darstellten und um deren Abschaffung baten. Herr Jackson citirt diese Rede nicht; vielleicht ist sie ihm nicht zu Gesicht gekommen. Wenn er dennoch in seinem beredten Vortrage in mehreren Gedanken mit Ibrahim zusammentrifft, so beweiset dies nur, daß die Angelegenheiten und Einsichten der Menschen, unter ähnlichen Umständen und Gesichtspunkten, in allen Ländern und Zonen wunderbar ähnliche Wirkungen hervorbringen und an sich selbst erfahren. — Folgendes ist eine Uebersetzung der Rede des Afrikaners.

»Allah Bismillah ꝛc. — Gott ist groß und Muhammed ist sein Prophet.«

»Haben diese Erica die Folgen der Bewilligung ihrer Petition wohl bedacht? Wenn wir

unsere Streifzüge gegen die Christen einstellen, wie sollen wir da zu den für uns so unentbehrlichen Erzeugnissen ihrer Länder gelangen? Wenn wir ihre Leute nicht mehr zu Sklaven machen, wer soll da in diesen heißen Gegenden unser Land bebauen? Wer soll die täglichen Arbeiten in der Stadt und in den Häusern verrichten? Müssen wir dann nicht unsere eigenen Sklaven sein? Und sind wir uns, als Muselmännern, nicht mehr Mitleid und Fürsorge schuldig, als diesen Christenhunden? Wir haben jetzt in und um Algier über 50,000 Sklaven! Wenn diese Anzahl nicht durch neue Zufuhr verstärkt wird, so muß sie nothwendig bald sich verringern und allmählig ganz zusammenschmelzen. Wenn wir also aufhören wollten, die Schiffe der Ungläubigen zu nehmen und zu plündern, und die Matrosen und Passagiere zu Sklaven zu machen, so würde, aus Mangel an Arbeit, der Werth unserer Ländereien auf Nichts herabsinken, die Hausmiethe in der Stadt um die Hälfte fallen, und die, aus dem Antheil an den Prisengeldern entspringenden, Einkünfte der Regierung würden gänzlich aufhören. Und warum? Um der Laune einer launenhaften Sekte zu genügen, die nicht nur verlangt, daß

wir keine Sklaven mehr machen, sondern auch die vorhandenen freilassen sollen. Wer soll aber die Herren für ihren Verlust entschädigen? Wird der Staat das thun? Ist unser Schatz dazu hinreichend? Wollen oder können die Erica es thun? Oder wollen sie, um eine vermeintliche Gerechtigkeit gegen die Sklaven zu üben, eine weit größere Ungerechtigkeit gegen die Eigenthümer derselben begehen? Und wenn wir unsere Sklaven frei lassen, was sollen wir dann mit ihnen machen? Wenige nur werden in ihre Heimath zurückkehren; sie kennen die größeren Beschwerden zu wohl, denen sie dort unterworfen sind; sie werden nicht zu unserer heiligen Religion sich bekehren und nicht unsere Sitten annehmen; und eben so wenig werden die Unsrigen durch Verheirathung mit Jenen sich verunreinigen. Sollen wir sie als Bettler auf unsern Straßen unterhalten, oder unser Eigenthum ihrer Raubsucht Preis geben? Denn Menschen, die einmal an Sklaverei gewöhnt sind, werden ohne Zwang ihren Unterhalt durch Arbeit nicht verdienen. Und was ist denn in ihrer jetzigen Lage so erbarmenswerth? Waren sie nicht in ihren Geburtsländern auch Sklaven? Werden

Spanien, Portugal, Frankreich und die Italienischen Staaten nicht von Despoten regiert, die alle ihre Unterthanen, ohne Ausnahme, in der Sklaverei erhalten? Selbst England behandelt seine Matrosen wie Sklaven, denn, so oft es der Regierung beliebt, werden sie ergriffen, in Kriegsschiffe eingesperrt, und gezwungen, nicht nur zu arbeiten, sondern Krieg zu führen, und das für einen Lohn, der ihnen keinen bessern Lebensunterhalt sichert, als wir ihn unsern Sklaven auch gewähren. Ist also ihre Lage dadurch schlimmer geworden, daß sie uns in die Hände fielen? Nein, sie haben nur eine Sklaverei gegen eine andere vertauscht, und ich darf sagen, gegen eine bessere; denn hier sind sie in einem Lande, wo die Sonne des Islam ihre Strahlen verbreitet und in vollem Glanze scheint, wo sie mithin Gelegenheit haben, sich mit der wahren Lehre bekannt zu machen und so ihre unsterblichen Seelen zu retten. Denen, welche in ihrer Heimath bleiben, wird dieses Glück nicht zu Theil. Die Sklaven nach Hause schicken, wäre daher nichts anderes, als sie aus dem Lichte in die Finsterniß verbannen.

Ich wiederhole die Frage: was sollen wir mit ihnen machen? Ich habe von einem Plane

gehört, sie in die Wildnisse zu senden, wo Land in Menge für sie vorhanden sei, und wo sie, in einen Freistaat vereinigt, ein ersprießliches Leben führen könnten. Ich fürchte aber, sie sind zu unthätig, um ohne Zwang zu arbeiten, und zu unwissend, um eine gute Regierung zu begründen, und würden bald von den wilden Arabern überfallen und aufgerieben oder wieder zu Sklaven gemacht werden. So lange sie uns dienen, werden sie mit allem Nöthigen versehen und mit Menschlichkeit behandelt. Die Arbeiter in ihren eigenen Ländern werden, wie ich aus guten Quellen weiß, nicht so gut gehalten, ernährt und gekleidet. Ihre Lage ist daher in den meisten Fällen schon zu ihrem Vortheil verändert und bedarf keiner weitern Verbesserung. Ihr Leben ist hier in Sicherheit; sie werden nicht für den Kriegsdienst gepreßt, nicht, wie in ihren Heimathsländern, gezwungen, sich einander ihre Christenhälse abzuschneiden. Wenn einige verrückte Religionsschwärmer, die uns jetzt mit ihren einfältigen Petitionen plagen, in einem Anfall blinden Eifers ihre Sklaven freigegeben haben, so war es nicht Großmuth, nicht Menschlichkeit, was sie zu dieser Handlung bewog, sondern die Qual des Ge-

wissens unter dem Druck einer schweren Sündenlast, und die Hoffnung, wegen des eingebildeten Verdienstes einer so guten Handlung, von der Verdammniß befreit zu werden. Wie gröblich irren sie, wenn sie meinen, der Koran verbiete die Sklaverei? Die beiden Gebote: »Ihr Herren, behandelt eure Sklaven mit Freundlichkeit; — ihr Sklaven, dienet euren Herren mit Freudigkeit und Treue,« — sind das nicht klare Beweise vom Gegentheil? Auch kann das Plündern der Ungläubigen in jenem heiligen Buche nicht verboten sein, da wir aus demselben wohl wissen, daß Gott die Welt, und Alles, was darin enthalten ist, seinen gläubigen Muselmännern gegeben hat, welchen der Nießbrauch von Rechtswegen zukommt, sobald sie Etwas erobert haben. Drum lassen Sie uns kein Wort mehr von diesem abscheulichen Vorschlage hören, die Christensklaven frei zu lassen; die Annahme desselben würde den Werth unserer Ländereien und Häuser verringern, und vielen guten Bürgern auf diese Weise beträchtlichen Schaden verursachen, demzufolge allgemeine Unzufriedenheit erzeugen, und vielleicht zu Unordnungen und Umtrieben führen, die dem Staate gefährlich werden

könnten. Ich kann nicht daran zweifeln, daß ein weiser Rath das Wohl und die Ruhe eines ganzen Volkes von Rechtgläubigen der Laune einiger wenigen Erica vorziehen und deßhalb der letzteren Petition verwerfen werde.«

In Folge dieser Rede kam, wie Martin erzählt, der Divan zu folgendem Beschluß: »Die Lehre, daß es ungerecht sei, die Christen zu plündern und zu Sklaven zu machen, ist höchstens problematisch; daß aber die Fortdauer des Gebrauches diesem Staate zum Vortheil gereiche, ist klar; daher ist die Petition zu verwerfen.«

Und sie ward wirklich verworfen. — Da gleiche Beweggründe in den Gemüthern der Menschen gleiche Meinungen und Entschließungen zu erzeugen pflegen, könnten wir's nicht wagen, Herr Brown, nach dem Ausgange dieser Erzählung zu prophezeien, daß die an das Parlament von England, so wie an die gesetzgebenden Behörden anderer Staaten, gerichteten Petitionen um Abschaffung des Sklavenhandels, und die Debatten darüber zu ähnlichen Resultaten führen werden? — Ich bin, mein Herr, Ihr treuer Leser und ergebener Diener

Historicus.

B S B
MÜNCHEN

könnten. Ich kann nicht daran zweifeln, daß ein weiser Rath das Wohl und die Ruhe eines ganzen Volkes von Rechtgläubigen der Laune einiger wenigen Erica vorziehen und deßhalb der letzteren Petition verwerfen werde.«

In Folge dieser Rede kam, wie Martin erzählt, der Divan zu folgendem Beschluß: »Die Lehre, daß es ungerecht sei, die Christen zu plündern und zu Sklaven zu machen, ist höchstens problematisch; daß aber die Fortdauer des Gebrauches diesem Staate zum Vortheil gereiche, ist klar; daher ist die Petition zu verwerfen.«

Und sie ward wirklich verworfen. — Da gleiche Beweggründe in den Gemüthern der Menschen gleiche Meinungen und Entschließungen zu erzeugen pflegen, könnten wir's nicht wagen, Herr Brown, nach dem Ausgange dieser Erzählung zu prophezeien, daß die an das Parlament von England, so wie an die gesetzgebenden Behörden anderer Staaten, gerichteten Petitionen um Abschaffung des Sklavenhandels, und die Debatten darüber zu ähnlichen Resultaten führen werden? — Ich bin, mein Herr, Ihr treuer Leser und ergebener Diener

Historicus.

B S B
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Franklin, Benjamin, / Franklin, William Temple / Binzer, August Daniel <<
von>>,

Benjamin Franklin's Leben und Schriften nach der von seinem Enkel, William Temple Franklin, veranstalteten neuen Londoner Original-Ausgabe

Bd.: 4

Kiel 1829

Opp. 585 d-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604888-3